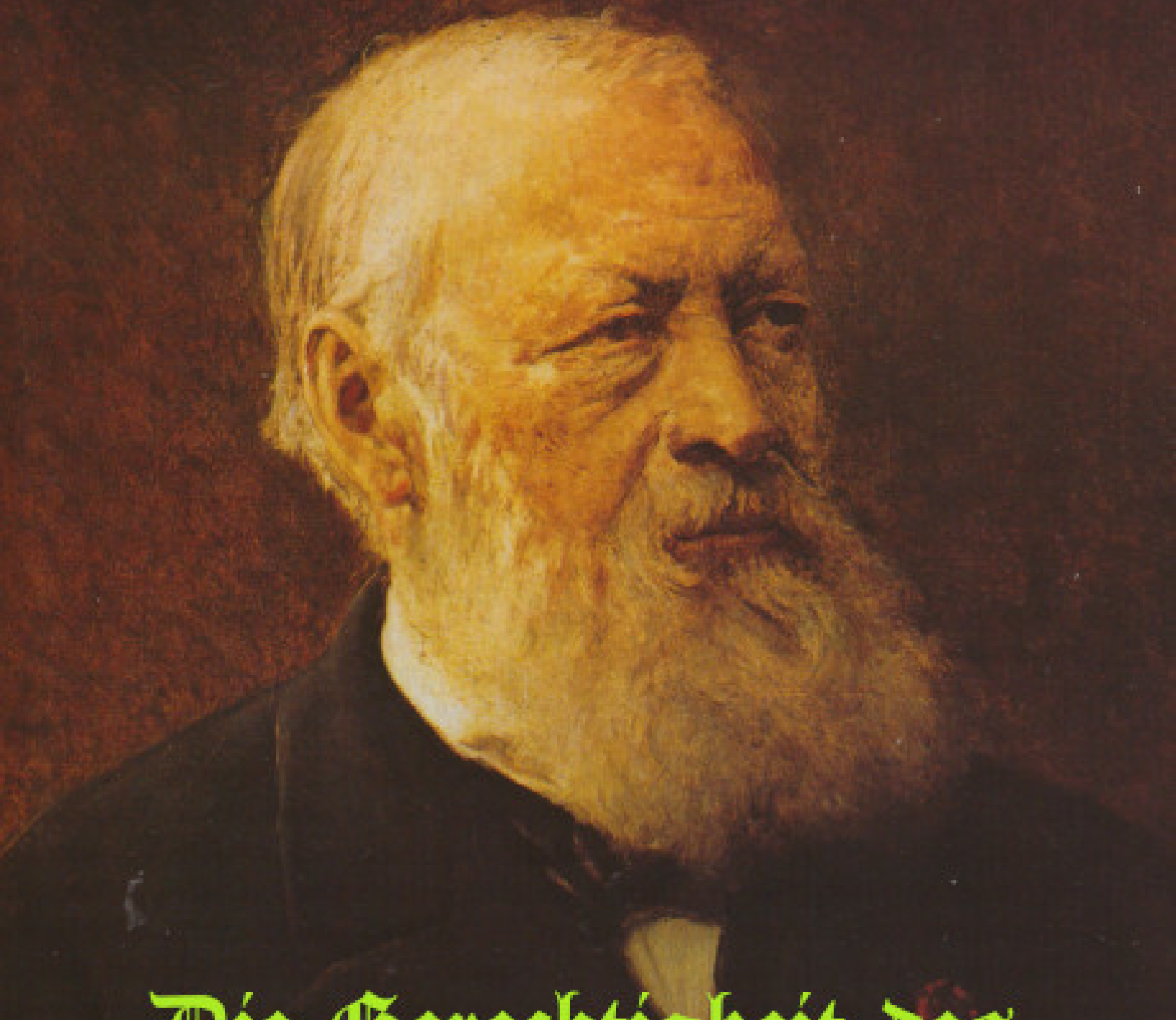


Hendrik Conscience



Die Gerechtigkeit des
Herzogs Karl

Die Gerechtigkeit des Herzogs Karl.

Erzählung von Heinrich Conscience.

Aus dem Flämischen.

Münster, 1880.

Verlag der Aschendorff'schen Buchhandlung.

Münster, gedruckt mit Aschendorff'schen Schriften.

Inhaltsverzeichnis

Die Gerechtigkeit des Herzogs Karl.

I.

II.

III.

IV.

V.

VI.

VII.

VIII.

I.

In den letzten Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts, in der Zeit, da dem Herzoge Karl von Burgund als Grafen von Flandern gehuldigt wurde, bildeten die Nachkommen der Kerle, nämlich die Feld- und Seekerle, welche die Dörfer der Veurne, Ambacht und des Brügge'schen Brie bewohnten, noch eine besondere Volksklasse, welche ihre eigenen Gesetze und ihre eigene Gerichtsbarkeit behalten hatte.

In den angrenzenden Provinzen, mehr landeinwärts hingegen, wo zerstreut die Holzkerle lebten, hatten lange schon die Lehnsherren und Ritter diese Ureinwohner Flanderns ihrer Herrschaft unterworfen, hatten sie, nach mehr als dreihundert Jahren des Unrechts und der Vergewaltigung, beinahe alle dienstpflchtig gemacht, ihnen ihre ausgedehnte Weidefreiheit genommen und ihr persönliches Eigenthum dergestalt beschränkt, daß sich die unterdrückten Holzkerle allenthalben auf die dürrsten Haiden und in die Wälder zurückgedrängt sahen. Und auch dort wurde ihnen noch täglich der Nießbrauch eines armseligen Stückchen Bodens bestritten in dem Vaterlande, das sie normals als rechtmäßige

Eigenthümer besessen und urbar gemacht hatten.

So befand sich im Jahre 1468 noch eine der elenden Kerlewohnungen an einem schmalen Wege im Bulkenwald, ungefähr drei Stunden von Brügge. Sehr einsam lag sie da, denn eine einzige Köhlerhütte abgerechnet würde man vergebens nach einer menschlichen Wohnung gespäht haben, bis man das nächste Dorf Wingheim erreichte.

Diese Kerleniederlassung bestand aus einem niedrigen Häuschen mit kleinem Stall, aus Reißholz und Lehm zusammengefügt und mit Stroh gedeckt. Vor der Thür erhob ein Nußbaum seine breite Krone, einige Schritte seitwärts schwebte an langem Balken der Eimer über dem Brunnen. Etwa zehn Hennen, von einem buntfarbigen Hahn geführt, und, selbst zwei Pärchen blauer Tauben pickten und scharrten in dem Düngerhaufen den man vor der Stallthür aufgeworfen hatte.

Wenn dieses Häuschen den ärmlichen Stand seiner Bewohner kennzeichnete, so trug es gleichwohl die Spuren der Arbeitsamkeit und ordnenden Sorgfalt. Verglich man es mit den elenden Hütten anderer Stallbewohner, wie die vornehmen Herren derartige arme Landbauern spöttisch nannten, so kam man zu dem Schluß, daß der hier lebende Kerl eines

verhältnißmäßigen Wohlstand genoß, so mehr, da man das Brüllen von mindestens zwei Kühen in dem Stalle unterscheiden konnte.

Es war ein sehr heißer Junitag gewesen; jetzt aber neigte die Sonne sich dem Westen zu und ihre schräg herniederfallenden Strahlen übergossen das bescheidene Häuschen mit einem goldenen Lichte.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und ein junges Mädchen schritt lachend und singend zum Brunnen.

Sie schien noch sehr jung zu ein, trotz ihrer hochaufgeschossenen Gestalt. Schön konnte man sie eben nicht nennen, dazu waren ihre Züge nicht fein genug gezeichnet, aber auf ihren Wangen blühte so frisch die Farbe der Rosen, ihre Zähne glänzten so perlenweiß, ihre schwarzen Augen strahlten so reinen Glanz, ihr Lächeln war so lieblich, Alles an ihr verrieth eine so gesunde Natur, eine solche Unschuld der Seele, daß in einer weniger einsamen Umgebung das Herz gewiß manchen Jünglings ihr entgegengeschlagen hätte.

Ärmlich zwar, aber sehr zierlich war sie gekleidet; ein rothes Leibchen, ein schwarzer Rock, eine blaue Schürze, ein Mützchen von schneeweißem Linnen, unter dem die braunen Locken üppig hervorquellen,

das war ihr ganzer Putz, alles aber stand ihr wunderbar niedlich.

Sie langte nach dem Eimer, um Wasser zu schöpfen, die Hühner aber, die mit ausgebreiteten Flügeln auf sie zuliefen, und die Tauben, die ihr um den Kopf und selbst auf die Schultern flogen, ließen sie von dieser Beschäftigung Abstand nehmen.

»Ihr gieriges Gesindel«, sagte sie lachend zu den Thieren, »kann ich mich draußen denn gar nicht mehr sehen lassen, ohne das; Ihr über mich herfallt? Wittert Ihr vielleicht, daß der Bruder gestern unser letztes altes Korn gedroschen hat und daß noch etwas Abfall übrig ist? Ich muß Euch nur rasch eine Handvoll holen, damit Ihr mich in Ruhe laßt.«

Sie lief in das Haus und lehrte gleich daraus mit dem Futter zurück, dass sie unter den Nußbaum streute.

»Sieh Einer das unvernünftige Volk«, sagte sie dann, als Hühner und Tauben gleichseitig über die Körner herfielen und sich einander die Beute streitig machten, »wie sie streiten und keins dem Andern ein Körnchen gönnt, um selbst desto mehr verschlingen zu können! Der Hahn allein benimmt sich anständig, er ruft, wenn er einen fetten Bissen findet seine Hennen herbei und zeigt daraufhin mit so deutlichen

Gebärden, als wenn er sprechen könnte. Aber warte nur, Du guter Gockel, Du sollst hernach dafür von mir etwas Besonderes haben.«

Sie trat wieder an den Brunnen, ließ den Eimer nieder und füllte ihren Krug; im Begriff damit ins Haus zu gehn, blieb sie indessen plötzlich stehn und blickte mit dem Ausdruck lebhafter Überraschung oder gar Befürchtung den Wald hinein, gespannt einem noch undeutlichen Geräusche lauschend.

»O Gott, täusche ich mich nicht?« murmelte sie, »Das sind die Klänge eines Jagdhornes. Sollten sie noch einmal hierher kommen, die vornehmen Herren?«

»Unsinn! Es ist der Hund des Kohlenbrenners, dessen Geheul ich für Hörnerklang nahm! Und wie kann auch, der Gedanke an die edlen Jäger mich so erschrecken? Die hochtönenden Worte, die Schmeicheleien, welche mir das Blut in Stirn und Wangen trieben, sind wohl nur ihre gewöhnliche Sprache; und zur Noth könnte ich ihnen schon zeigen, das; sie kein Kind vor sich haben . . . Ja, aber der schöne schwarze Ritter! Er sah mir so tief in die Augen, das; ich unter seinen Blicken zitterte . . . Schon zweimal ist er mit seinen Gefährten hier gewesen, während ich allein zu Haus war. Warum

betrachtet er mich so seltsam? Er allein ist es, vor dem ich mich fürchte . . . Diesmal aber habe ich mich geirrt, darum schnell an die Arbeit, der Vater muß bald heimkehren, ich sage ihm lieber nichts von meinem Schrecken, es würde ihn betrüben.«

Sie trat in das Haus und an den Heerd, schlug Feuer aus einem Stein und blies aus die Funken, daß bald hell die Flammen aufloderten. Dann hing sie einen Kessel mit Wasser auf, in den sie etwas Roggenmehl und einige Brodrinden schüttete.

Während sie vermittelst eines hölzernen Löffels diesen Brei beständig rührte, begann sie mit heller Stimme ein Liedchen zu singen, das folgendermaßen lautete:

»Wach' auf, wach auf Du Herze mein, Du hast getrauert, Wir wollen frisch und fröhlich sein, Ob auch das Unglück lauert. Heut schützt mich noch ein heimisch Dach, Was gräm' ich mich um morgen? Jedweden Tages Ungemach Mag für sich selber sorgen.«

Die innere Einrichtung des Häuschens entsprach genau seinem ärmlichen Äußern. In einer Ecke der Stube stand ein schwerer hölzerner Tisch umgeben von drei oder vier Stühlen und ein paar hölzernen Bänken. Neben dem Heerde war an der Wand ein Brett

angebracht, um Teller und Töpfe darauf zu setzen, dann ein Backtrog zum Kneten des Teiges und darüber hingen viele leinene Säckchen in denen die Wintersaat aufbewahrt wurde.

Gleichwohl verrieth die Ordnung und Sauberkeit, welche über diesen ärmlichen Dingen waltete, die Mühen einer sorgsamem Frauenhand; der gestreifte Behang um den Kamin war erst kürzlich gewaschen und in Falten gelegt und auf dem, aus bunten Kieselsteinchen zusammengesetzten Fußboden war weder Staub noch Schmutz zu entdecken.

Ein Gegenstand, der hoch an der Wand hing, pflegte durch seine eigenthümliche Form die Aufmerksamkeit der seltenen Besucher der Hütte auf sich zu ziehn. Es war dies ein Knotenstock mit sehr dickem Ende, der, von einer starken Faust geschwungen, jedenfalls eine furchtbare Waffe sein mußte. In der That war es die Keule der Kerle, die Waffe, welche diese vormals freien Männer zum Zeichen ihrer Unabhängigkeit führten, auch dann noch, als man ihnen dass Recht, andere Waffen zu tragen gewaltsam genommen hatte.

Jetzt war freilich, seit beinah undenklichen Zeiten auch dieses letzte Zeichen ihrer Freiheit ihnen gewaltsam entrissen worden, und die Keule, welche schwarz und vermodert in dem Häuschen hing hing,

war ohne Zweifel nur ein Rest vergangener Größe und Macht dessen Bedeutung die gegenwärtigen Bewohner vielleicht kaum kannten, und den sie nur zum Andenken an ihre Vorväter aufbewahrten.

Das Mädchen hatte das Lied noch nicht beendet, sie sang fort, während sie über das Feuer gebeugt eifrig den Brei rührte, — als in der Hinterthür sich Jemand zeigte, dessen schelmisches Lachen, dessen vorsichtige Bewegungen zu erkennen gaben, daß er sie durch sein unerwartetes Erscheinen überraschen wollte.

Ein junger Bauer war es, von etwa Zwanzig Jahren, schlank, doch nicht sehr stark gebaut.

Seine, wenn auch ärmliche Kleidung kennzeichnete ein gewisses Streben nach Ordnung und Zierlichkeit, vielleicht trug er seinen Sonntagstaat, denn der wollene Kittel war von hellbrauner Farbe und an dem rothen Gürtelriemen hing eine hübsche Tasche aus gelbem Leder. Seinem blühenden, von der Sonne gebräunten Gesicht war der Friede des Herzens und zugleich eine unschuldige Schönheit ausgeprägt.

Mit leisen Schritten schlich er in die Nähe des Heerdes und legte plötzlich von hinten her seine beiden Hände vor die Augen der Singenden; und wiewohl diese zitterte und einen lauten Angstschrei

ausstieß, suchte er sie fest zuhalten, bis sie errathen hatte, wer sie also überrasche.

Doch sie entwand sich ihm mit unwiderstehlicher Kraft, sprang zurück und wollte aus dem Hause fliehn, — da erkannte sie den jungen Bauer und rief verdrießlich:

»Pfui, Lukas, Einen so zu erschrecken! Man sollte glauben, das; Du ein Räuber wärst! Sieh nur wie ich noch bebe!«

»Verzeih mir, liebste Begga«, bat der junge Mann das mit gefalteten Händen, »das habe ich nicht gewollt.«

»Du machst immer solche Streiche! Was soll das nur heißen? Geh, ich bin böse!«

»Böse«? Ach, das sagst Du ja nur zum Scherz! Du hast nicht mehr Galle als eine Turteltaube. Noch einmal vergib mir meine Thorheit.

»Nein, — ich bin noch immer ganz wirr im Kopf davon.«

»Und ich bin in vollem Trab durch die glühende Sonnenhitze von Brügge hierher gelaufen, nur um Dich etwas eher zu sehen«, klagte der junge Bauer, »meine Füße sind wund, Blut ist in meinen Schuhen, und Du willst mir nun auch noch das Herz verwunden!«

Dabei traten ihm die hellen Thränen in die Augen.

Durch seine Betrübniß gerührt reichte Begga ihm lächelnd die Hand.

»Komm«, sagte sie, »alles soll vergeben und vergessen sein. — Laß mich nur schnell den Brei vom Feuer setzen, er möchte sonst verbrennen.«

Als sie sich dem jungen Bauer wieder zuwandte, sagte dieser, nachdenklich den Kopf schüttelnd:

»Siehst Du, Begga, da ist etwas, das ich nicht begreifen kann . . . aber Du wirst es mir wieder übel nehmen . . . «

»Nein, sprich nur frei heraus.«

»Wohlan; dies ist nun vielleicht das zehnte Mal, daß ich Dir unversehens die Hände vor die Augen lege und Du hast bisher immer dazu gelacht. Heute aber erschreckst Du und zitterst, als ob ein Unglück geschähe; wer, glaubst Du denn, könnte Dich überraschen wollen?«

»Ich dachte die Fremden wären wieder im Hause.«

»Die Jäger?«

»Ja, die unbekanntten Herren, welche bereits zweimal hier gewesen sind.

»Aber warum fürchtest Du sie denn? Die guten Edelleute werden Dir doch nichts zu Leide thun.«

Ich weiß es selbst nicht, Lukas, ihre Schmeicheleien

machen mich erröthen, ihre Worte verletzen mich.«

»Ach Du unschuldiges Kind, so sprechen solche Herren immer wenn sie sich Jemanden freundlich erzeigen wollen, das ist nichts als Höflichkeit; unsereins ist an so etwas nicht gewöhnt.«

»Und dann ist da besonders ein Ritter mit großen schwarzen Augen; der mich jedesmal so seltsam ansah, daß ich nicht wußte wie mir geschah.«

Begga, Bega, wie kann man so thöricht sein«, sagte Lukas, »Du solltest Dich darüber freuen, daß so edle Herren sich zu Dir herablassen! Wenn sie wieder herkommen, so sei nur ja recht freundlich und suche Dich bei ihnen in Gunst zu setzen . . . Warum siehst Du mich nun schon wieder so böse an?«

Und den Arm um ihre Schulter legend flüsterte er ihr ins Ohr:

»Für arme Leute wie wir ist es ein Glück Begga, mit großen Herren auf gutem Fuße in stehn. Sind wir beiden erst einmal verheirathet, sollst Du sehn wie ich es verstehe den Mantel nach dem Winde zu hängen und wie ich in Folge dessen Veranlassung habe, zufrieden zu sein, wo Andere meines Gleichen von Morgen bis Abend nichts thun als murren und klagen.«

»Mag sein, daß Du recht hast«, murmelte das

Mädchen sinnend, »die Herren werden mich nicht gleich umbringen, und im Fall der Noth könnte ich ja meinen Vater rufen.«

»Wo ist Dein Vater?«

»Im Felde hinter dem Wald, mit meinem Bruder, sie werden sogleich zum Essen kommen. Willst Du ihnen nicht vielleicht entgegengehen?«

»Nein ich bleibe lieber hier, denn ich habe Dir etwas Schönes zu erzählen. Komm Begga, setze Dich hier neben mich auf die Bank, ich weiß Du wirst Dich freuen.«

»Da bin ich doch neugierig, Lukas, nun laß einmal hören«, sagte das Mädchen, als beide Platz genommen hatten.

»Du weißt«, begann der junge Mann, »wir schlecht der Herr von Ruddervorde auf meinen Vater zu sprechen war und wie er ihn plagte wo immer die Gelegenheit sich bot. Das kam, weil mein Vater sich widerspänstig zeigte, wenn man ihn zum Lehensdienste heranziehn wollte, unter dem Vorwande daß er ein Freigeborener sei; Dein Vater und Dein Bruder machen es ja ebenso. Seit aber mein Vater todt ist — Gott habe ihn seelig — hat sich das alles geändert. Meine Mutter, mein Bruder und ich benehmen uns unterthänig, und da wir nicht beißen

können, wie die große Bulldogge auf dem Schloß, so kriechen wir und lecken unserm Herren die Hand, wie das Schoßhündchen der gnädigen Frau.«

»Aber das ist Feigheit!« rief Begga entrüstet.

»Nenne es lieber Verstand und List«, versetzte er mit selbstgefälligem Lächeln, »mit Essig fängt man keine Fliegen. »Mein Vater behauptete, das Erbrecht zu besitzen, aus dem Loowalde Brennholz und Besenreiser zu holen. Dies Recht brachte ihn viermal ins Gefängniß und ließ ihn sein ganzes Leben blutarm. Und weißt Du, was ich nun gethan habe? Ich bin zu unserm Herrn gegangen, habe ihm in aller Unterwürfigkeit gesagt, daß ich zugestände: keinerlei Recht zu zu haben, daß ich darum, ohne seine ausdrückliche Erlaubniß weder Holz noch Reiser, ja nicht einmal ein dürres Zweiglein aus dem Walde nach Haus bringen wollte.

Das genügte, er gab mir sofort die ausgedehnten Freiheit. Seither versäumen wir natürlich keine Gelegenheit, uns ihm dankbar und ergeben zu zeigen und uns seine Diener zu nennen; dadurch haben wir es so weit gebracht, daß wir ganz nach Gefallen Holz fallen und Kohlen brennen, auch zu unserm Nutzen Handel damit treiben dürfen, unter der alleinigen Bedingung, das Schloß mit dem nöthigen Vorrath zu

versehn. Die Mutter hat denn auch im schon einige goldene Ritter, jeden von vierundzwanzig Stübern, in ihrem Spartopf, davon gibt sie mir den dritten Theil, wenn wir getraut werden. Wie reich wir dann sind, Begga!«

»Ist das Deine ganze gute Nachricht murmelte das Mädchen, »mußt Du mich deshalb so neugierig machen? Was Dir nur einfällt, Lukas, Du hast mir das ja schon zwanzigmal erzählt.«

»Freilich, freilich, Begga, aber wenn ich bei Dir bin und Du Deine schonen dunklen Augen auf mich richtest dann vergesse ich was ich eigentlich sagen wollte. Dies war es durchaus nicht, Du sollst jetzt erst hören, was mich so froh macht . . . Ich fürchtete bisher, der Herr von Ruddervoorde würde die Einwilligung zu meiner Trauung verweigern . . . «

»Du brauchst seine Einwilligung nicht, Du bist ein freier Mann«, unterbrach sie ihn.

»Ein freier Mann! Das lautet geradezu lächerlich, Begga. Wenn man arm und machtlos ist, hat man keine Freiheit als die, zu gehorchen und sich von den großen Herren beschützen zu lassen. Doch nun gib Acht: Ich bin unserm Herrn in Brügge begegnet, wo er allein durch die Eichholzstraße schritt. Ich beugte mich tief vor ihm und wollte ihn in ehrerbietigem

Schweigen vorübergehn lassen, doch er trat auf mich zu, schlug mir freundlich auf die Schulter und fragte wie es mir ginge und ob ich zufrieden sei. Da sprach ich ihm von Dir und sagte, daß ich gern zu Ostern nächsten Jahres heirathen möchte, wenn er mir gnädigst seine Erlaubniß geben wolle. Der edle Herr that nicht allein dieses, sondern er versprach auch ein kleines Landgut für uns zu bestimmen und seinen Verwalter anzuweisen, daß er uns das nöthige Geld vorstrecke, um ein Pferd und ein Paar Kühe anschaffen zu können. Siehst Du, Begga, so geht's wenn man geduldig und unterwürfig ist. Ostern haben wir Hochzeit, Hurrah! Ich sehe Dich schon als Pächterin im Häuschen schalten, und wenn ich daran denke muß ich tanzen vor Freude.«

Und wirklich sprang er ausgelassen in der Stube herum, während er sang:

»Schöne Mädchen muntre Knaben, Freut Euch an
des Lenzes Gaben, Windet Kränze, jubelt frei, Singt
und springt, es lacht der Mai!«

»Hör' auf, Lukas«, rief Begga endlich mit gedämpfter Stimme, »es kommt Jemand, — das ist des Vaters Schritt!«

»Da müssen wir freilich ruhig sein«, versetzte der junge Bauer-, »Dein Vater lacht nicht gern. Wenn er

wieder schlecht gelaunt ist, so schweigen wir lieber von unsern Plänen und versparen sie auf eine bessere Gelegenheit.«

»Guten Tag, Vater Eberzahn, guten Tag Jakob!« rief er dann den Eintretenden zu.

»Guten Tag Nelisson; schon zurück von Brügge?« erhielt er zur Antwort.«

Zwei hochgewachsene, stark gebaute Männer näherten sich dem Tische und ließen sich ermüdet nieder, nachdem sie mit Begga einen stillen Gruß gewechselt.

Der Eine von ihnen hatte silberweißes Haar und war ein wenig gebeugt von dem Druck der Jahre. Die tiefen Furchen in seinem Gesichte, die Schwielen in seinen Händen ließen erkennen, daß er von Jugend auf wie ein Sklave gearbeitet hatte, um der Erde das tägliche Brod abzugewinnen. In seinem ruhigen Blick lag etwas Leidendes und zugleich etwas Strenges, das man als das Gefühl unterdrückten Stolzes deuten konnte. Er war der Eigenthümer des kleinen Hauses und hieß Thomas Eberzahn.

Der Andere, ein Jüngling von fünfundzwanzig Jahren, hatte wie sein Vater rauhe Züge und starkknochigen Hände. Wiewohl er seiner Schwester beim Eintreten freundlich zugelächelt hatte nahm sein

Gesicht bald darauf wieder einen ernsten Ausdruck an und er schien mehr geneigt zu starrem Hinbrüten als zu fröhlicher Unterhaltung.

Nelisson betrachtete die Beiden achselzuckend, er wußte nicht, ob er schweigen oder reden sollte.

Begga setzte jetzt die dampfende Suppe auf den Tisch.

»Es ist Jemand hier gewesen, Vater«, sagte sie.

»Jemand hier gewesen?« wiederholte der Alte argwöhnisch als fürchte er eine unangenehme Nachricht, »wer denn?«

»Nein, die Jäger nicht, Vater«, beeilte Begga sich hinzuzusetzen, »es war Simon, der Knabe des Verwalters zu aus Winghene. Er kaut im Auftrage seines Herrn mit einer Botschaft für Dich.«

»Gewiß um uns wieder etwas fortzuholen«, dieser armselige Mehlbrei ist noch zu gut für uns. Könnten sie von unserm Schweiß leben, sie tränken ihn uns von der Stirn.«

»Laß Dich von Deiner Bitterkeit nicht hinreißen Jakob«, sagte sein Vater, »Du urtheilst, bevor Du noch des Knaben Botschaft kennst . . . Laß einmal hören, Begga!«

»Er sagte, Vater, Du müßtest mit Jakob am Montag Morgen um 4 Uhr nach Winghene kommen und dort

mit den übrigen Dienstpflichtigen in den Wiesen des Herrn arbeiten bis alles Heu eingebracht sei.«

»Wieder ein nettes Unrecht!« rief Jakob, »diesen Dienst sind wir dem Herrn nicht schuldig! An den öffentlichen Wegen und Canälen müssen wir helfen, aber daß er uns nun ohne Vergütung auf seinen eignen Ländereien zu arbeiten zwingen will, das ist eine schändliche Unterdrückung! Ich gehe nicht nach Wingham.

»Es ist freilich eine himmelschreiende Ungerechtigkeit«, murmelte der Greis, traurig den Kopf schüttelnd, »aber wir sind schwach, und sie haben die Macht in Händen. Was können wir armen Leute thun, als geduldig den Nacken beugen und uns unterwerfen?

»Der Vater hat Recht«, mischte Lukas sich ein »ein Zwerg kann nicht gegen einen Riesen kämpfen, aber mit List und Klugheit . . . «

»Schweig, Du Feigling!« brauste Jakob auf »wir kennen Deine Sklavenlist, ich aber will lieber erhobenem Kopfe sterben, als leben, um auf dem Bauche zu kriechen. Mische Dich nicht mehr in unsere Angelegenheiten.«

»Meinetwegen, Jeder nach seinem Geschmack, ich halte den Mund«, antwortete Lukas, indem er vor der

drohend erhobenen Faust einen Schritt zurückwich.

Begga stellte sich vor ihn, wie um ihn zu schützen.

»Pfui, Jakob«, sagte sie, »wie kannst Du nur immer so grimmig sein? Wenn Lukas anderer Ansicht ist wie Du, so brauchst Du ihn darum doch nicht anzufahren und zu bedrohn, als ob Du ein wütender Kettenhund wärst!«

»Schwester, wir sprechen hier von Dingen, die Deinen Verstand übersteigen«, gab Jakob zurück, »ich sage Dir nicht gern ein hartes Wort, darum bitte ich Dich, laß uns gewähren . . . Oder glaubst Du Lukas sei ein Kind, das ohne Hilfe seinen Mann nicht stehn kann? Auch weißt Du ja doch, daß ich ihm kein Leid zufüge.«

Begga ging an den Heerd zurück, nahm ihr Spinnrad und gab sich halb schmollend an die Arbeit, mit dem Vorsatz, sich nicht wieder in die Unterredung der Männer zu mischen.

»Beruhige Dich, Jakob, und sei geduldig«, sagte der Vater; »Du weißt, es ist einmal nicht anders, arbeiten, dulden, gehorchen ist unser Loos. Gott hat es wohl so bestimmt, sonst würde er uns gewiß die Mittel verliehen haben mit einiger Aussicht auf Erfolg uns der Unterdrückung zu widersetzen.«

»So ist es«, erkühnte sich Lukas zu bemerken, »sie

sind unsere Herren, wir müssen uns beugen. Der Verwalter von Ruddervoorde sagt ganz mit Recht: »Kein Boden ohne Herren und kein Recht ohne Macht.«

»Elender Schwätzer, die Galle läuft mir über, wenn ich so etwas anhören muß!« rief Jakob entrüstet. »Ich wette, wenn einer von Deinen edlen Rittern Dir einen Fußtritt gibt, daß Du in den Sumpf fliegst, so wirft Du demüthig lächelnd seine Schuhsohle küssen.«

»Warum nicht, wenn ich dadurch einen furchtbaren Feind so in einen wohlwollenden Beschützer verwandeln kann?«

»Genug, ich will nichts weiter hören, Lukas; behalte Deine feige Weisheit für Dich und sprich nicht ein, wenn ich mit dem Vater rede.«

»So weit wie Nelisson werde ich die Unterwürfigkeit nie treiben, sagte der alte Eberzahn, »im Grunde muss ich ihm aber theilweise Recht geben.«

»Aber warum sagst Du immer daß wir freigeborene Männer sind, wenn Du Dir alles gefallen lässt, Vater?« fragte Jakob. »Man bürdet uns nicht allein ganz willkürliche Kopfsteuer auf und fordert einen Theil des Ertrages unserer Arbeit, nein, man will uns jetzt auch wie leibeigene Sklaven zu Frohndiensten

heranziehn. Wo soll das enden? Beschwerde Dich doch wenigstens einmal bei dem Herrn selbst über diese Ungerechtigkeit seines Verwalters und mache Deine Rechte geltend.«

»Ach, was ist Freiheit ohne Macht? Für uns gibt es keine Rechte mehr, mein Sohn«, antwortete traurig der Greis, »und an Widerstand ist nicht zu denken; etwaige Beschwerden würden mit Geldstrafen, mit Gefängniß oder gar mit dem Galgen beantwortet werden. Laß uns unser Kreuz nur still auf uns nehmen und lieber nicht mehr darüber sprechen. Komm Nelisson erzähle uns einmal, was es in Brügge Neues gibt.«

Durch diese Aufforderung ermuthigt, trat Lukas, der sich inzwischen leise mit Begga unterhalten hatte, wieder an den Tisch.

»Neues genug«, sagte er »Ihr werdet es kaum glauben.«

»Was denn?«

»Die Butter . . . «

»Ist sie aufgeschlagen?«

»Ja, anderthalb Stüber! Der Preis hat sich also beinah verdoppelt!«

Die Andern sahn ihn Verwundert an.

»Sagte ich Euch nicht, daß Ihr mir kaum glauben

würdet?« rief Lukas munter. »Wer so immer im Walde lebt, weiß nicht, was nur ein paar Stunden von ihm entfernt in der Welt passiert. In Brügge sieht es gegenwärtig so lebhaft aus, als wenn ein großer Krieg vor der Thür stände.

»Ein Krieg? In Flandern?«

»Ich sage das nur vergleichsweise so, die Sache selbst ist ganz anders. Unser gnädiger Herr, der Herzog ist seit einigen Wochen in der Stadt und wird sich mit der Schwester des Königs von England vermählen. Er erwartet täglich seine durchlauchtige Braut, die in Sluis landen soll.«

»Ich glaubte doch, der Herzog sei bereits vermählt?« warf Jakob ein, der seinen Groll gegen Lukas schon vergessen zu haben schien. »Zu Winghene hörte ich sagen, daß er eine Tochter habe.«

»Freilich, ein Mädchen von elf Jahren, man nennt sie die Jungfrau von Burgund, ihr Taufname ist Maria. Heute Morgen sah ich sie aus der St. Salvatorkirche kommen, sie ist schön wie ein Engel.«

»Und den Herzog hast Du wohl auch gesehn! Ist er ein stattlicher Herr?«

»Nein, den Herzog sah ich nicht, und weiß darüber keinen Bescheid zu geben . . . Um aber auf Eure erste Frage zurückzukommen: seine erste Gemahlin ist

bereits lange todt, und ein so mächtiger Fürst der erst fünf und dreißig Jahre zählt, kann doch nicht immer Witwer bleiben.«

»Woher weißt du das alles nur so genau, Lukas? du sprichst wie ein Buch.«

»In Brügge hört man von nichts Anderem reden, und wenn man nicht auf den Kopf gefallen ist und, wie ich, ein gutes Gedächtnis hat, so . . . «

»Ich sehe darum aber doch nicht ein, wie die Butter so plötzlich steigen kann«, unterbrach ihn der alte Thomas.

»Das will ich Euch gleich klar machen, Vater Eberzahn«, versetzte der junge Bauer. »Unser Herzog will sich also vermählen und hat nun weit und breit in sein ganzes Herzogthum und in alle seine Grafschaften Boten ausgesandt, die hohen Herrschaften zu seiner Hochzeitsfeier einzuladen. Brügge ist bereits jetzt schon so angefüllt von Rittern mit ihrem Gefolge, von Edelfrauen und neugierigen Zuschauern, daß nur für schweres Geld noch eine Herberge zu bekommen ist.«

»Deßhalb laufen wohl auch so viele Jäger durch die Wardammer Wälder«, murmelte Thomas.

»Jedenfalls«, bestätigte Lukas, »die Jagd des gnädigen Herzogs ist all seinen Gästen

freigegeben . . . Der große Zusammenlauf von Menschen hat nun alle Preise derartig gesteigert, als wenn in Brügge eine Hungersnoth herrschte. Und Butter ist es nicht allein, die ihren Werth verdoppelt hat, nein auch das Korn, das Fleisch, das Bier, die Kleider und Schuhe, ja selbst die Kohlen! Ihr seid erstaunt? Ich würde es selbst kaum glauben, wenn ich in Folge dieses Aufschlags mein schönes Geld nicht in der Tasche hätte. Freut Euch nun doch auch über diese für uns armen Bauern so glückliche Nachricht; wir werden einen hübschen Stüber daran verdienen.«

»Ja, verdient hätten wir es freilich, daß uns endlich einmal eine kleine Erleichterung zu Theil würde«, sagte Jakob, »denn unsere erbarmungslosen Herrn zögen uns ohne Bedenken die Haut ab, wenn sie Geld daraus prägen könnten.«

»Und jetzt muß ich Euch etwas erzählen, das Euch vielleicht noch besser gefallen wird«, fuhr Lukas fort ohne die Unterbrechung zu beachten. »Was Ihr die Unterdrückung der armen Leute durch die Herren nennt, wird aufhören, oder doch wenigstens besser werden.«

»Besser werden?« fragten seine Zuhörer zweifelnd.

»Ja, hört nur, was ich vernommen habe. Der Mann, welcher mir auf dem Markt meine Kohlen abkaufte,

war einer der Köche des Herzogs. Als ich ihm die Kohlen in einen Stall hinter dem Schlosse getragen hatte, hieß er mich eintreten und trank einen Becher guten Bieres mit mir, während er allerlei dabei von unserm gnädigen Fürsten plauderte. Wie er versichert ist der Herzog sehr streng gegen die Edelleute und verlangt daß sie aller Willkür sich enthalten und das Recht jedes einzelnen seiner Unterthanen respektieren. Als Beleg dafür erzählte er mir, daß vorgestern bei Gelegenheit eines Turniers auf dem Markte ein Ritter einen armen Schneidergesellen in der Vlämingsstraße mit seinem Degen blutig geschlagen habe, weil derselbe ihm nicht rasch genug ausgewichen sei. Das ist dem Herzog zu Ohren gekommen, und er hat den Ritter nicht allein zu einer großen Geldstrafe verurtheilt, sondern ihn auch für die ganze Dauer der Festlichkeiten aus Brügge verbannt. Was sagt Ihr dazu?«

»Das ist schön«, erwiderte der alte Thomas, »leider wohnen aber nicht alle armen, unterdrückten Leute in Brügge. Wie weiß der Herzog, was in den weit entlegenen Dörfern, in den einsamen Wäldern geschieht?«

»Nun Vater Eberzahn, wie ich meinem Herrn nach den Augen sehe, so sieht dieser nach den Augen des Herzogs, und wenn er einmal seinen Willen

kennt . . . «

»Ja, darauf stütze dich nur, wie auf einen zerbrochenen Stock, und du kannst sicher sein, in den Schmutz zu fallen«, murmelte Jakob spottend.

Der Greis stand jetzt vom Tische auf und sagte:

»Wir haben schon zu viel Zeit verloren, mein Sohn, laß uns in's Feld zurückkehren. Heut Abend nach vollbrachter Arbeit, wollen wir weiter über diese Sachen plaudern. — Auf Wiedersehn, Nelisson.«

»Ich gehe mit Euch bis an die Ecke des Waldes«, versetzte der Angeredete, meine Mutter wird besorgt sein, da ich noch nicht zu Haus war.«

Er näherte sich Begga, nahm ihre beiden Hände und flüsterte ihr ins Ohr:

»Morgen früh komme ich wieder; der Vater wird dann vielleicht heiterer gestimmt sein, Träume heute Nacht nur von unserem Gütchen, von dem Pferde und den Kühen! Wenn es nur erst Ostern wäre, nicht wahr? Mir ist der Kopf so voll von all' den schönen Dingen, daß ich gewiß kein Auge schließen werde. Bis morgen denn!«

»Bis morgen«, wiederholte das Mädchen, »ich bin gleichfalls sehr froh . . . «

»Kommst du, Lukas?« rief Thomas Eberzahn, der schon in der Thür stand, bereit das Haus zu verlassen;

doch hemmte er plötzlich seinen Schritt, indem er besorgt fragte:

»Sind das nicht die Klänge eines Jagdhorns?«

»Ich höre sie ganz deutlich, Vater«, antwortete Jakob, »aber in weiter Ferne, aus dem Wardammer Wald schallen sie herüber, eine Stunde wenigstens von hier.«

»Kommen die Jäger nach dieser Richtung?«

»Nein, sie sind zu Pferde und entfernen sich rasch, überzeuge dich nur selbst, wie der Ton abnimmt und allmählig erstirbt! Jetzt höre ich schon gar nichts mehr.«

Der Greis ging wieder in das Haus.

»Was würdest du thun, Begga«, fragte er seine Tochter, »wenn die vornehmen Jäger noch einmal hierher kämen?«

»Ich würde an die Hintherthür eilen und dich rufen Vater.«

»Recht so, rufe nur recht laut, wir laufen dann so schnell wir können heimwärts. Mußt du aber inzwischen den Herren Rede stehn, so zeige dich kühl und eingezogen, damit sie nicht glauben, ein armes Menschenkind habe weniger Ehrgefühl als sie.

»Sei unbesorgt, Väterchen«, antwortete sie, schmeichelnd den Arm um seine Schulter legend, geh'

nur ruhig an deine Arbeit. Ihre leichtfertige Redeweise abgerechnet scheinen die Herren nicht böse zu sein und du weißt, wenn es darauf ankommt, habe ich Muth genug ihnen zu beweisen, daß ich die Tochter eines freien Mannes bin.«

Mit befriedigtem, glücklichen Lächeln wandte der alte Eberzahn sich der Thür zu.

Lukas dagegen schüttelte mißbilligend den Kopf und gab dem Mädchen durch allerlei Zeichen zu verstehn, daß sie gesetzt Falls sich den Jägern freundlich zeigen müsse. Gleichwohl folgte er dem alten Mann und seinem Sohne.

Gemeinschaftlich verfolgten sie den Feldweg bis an die Ecke des Waldes; hier verabschiedete sich Lukas mit kurzem Gruß und ging allein weiter, während die beiden Andern rechts abbogen und bald ein morastiges Grundstück erreichten, das diese armen Leute zum Theil urbar gemacht und zum Hervorbringen kärglicher Feldfrucht gezwungen hatten.

Ihre Schaufeln staken dort noch im Boden; sie waren vorhin beschäftigt gewesen, einen tiefen Graben auszuwerfen, um dem stehenden Wasser einen Ablauf zu verschaffen, jetzt nahmen sie diese Arbeit wieder auf und warfen einen nassen Erdklumpen nach dem

ändern auf den Rand des Grabens.

Eine Zeitlang arbeiteten sie still nebeneinander, bis endlich Jakob, den es noch immer verdroß, daß er wie ein dienstpflichtiger Lehensmann nach Winghene zur Heuernte gehn sollte, das Schweigen brach.

»Es erscheint mir geradezu widernatürlich, Vater«, sagte er, »daß wir unterdrückt, tyrannisiert werden, ohne selbst ein Recht zur Klage zu haben. Sollte daß immer so gewesen sein?«

»Nicht immer, mein Sohn«, antwortete der alte Thomas, und in seiner Stimme lag eine tiefe Traurigkeit, »mein Großvater, dessen Eltern wohlhabende Bauern waren, bis sie durch andauernden Druck endlich in Armuth geriethen, mein Großvater, sage ich, war ein gelehrter Mann, er konnte in Büchern lesen wie ein Geistlicher. Als ich noch jung war, habe ich ihn oftmals erzählen hören von einem freien Volke, das keinen Herrn erkannte und Jedem gleiches Recht widerfahren ließ. Dieses Volk, das man die Kerle von Flandern nannte, war so mächtig, daß es wiederholt mit Erfolg die Waffen führte gegen Fürsten und Edle, die es seiner Freiheit berauben wollten. Aber ach, die armen Kerle sind längst der Überzahl ihrer Feinde erlegen . . . Und wir ihre geknechteten Abkömmlinge haben selbst die

Erinnerung an unsere ruhmreichen Vorfahren verloren, es ist uns nicht einmal ihr Name geblieben, da unsere Feinde ihn zu einem Scheltworte gemacht haben.

»Die meisten Kerle«, fuhr er nach einer Weile fort, »beugten sich unter das ihnen aufgezwungene Joch und suchten sich die Gunst ihrer Bedrücker zu erwerben. Sieh nur den Lukas Nelisson, er ist ein Kerl wie wir, aber er bewirbt sich durch Unterwürfigkeit um die Gnade seines Herrn. Andere, welche wie wir sich auf ihr Recht zu stützen wagten, hat man jahrhundertlang verfolgt und durch Armuth entkräftet.«

»Gab es denn damals auch Burgen, Herren und Dienstpflichtige, Vater?« fragte der junge Mann.

»Nein wenigstens hier nicht; die Kerle waren die alleinigen Besitzer des Bodens und beinah alle Wälder, Haiden und Wiesen gehörten ihnen, so daß selbst der Ärmste von ihnen sich Miteigenthümer ausgedehnter Ländereien nennen konnte. — Das ist aber schon so lange her, Jakob, daß nur in den ältesten Büchern noch etwas davon zu lesen steht.«

Der junge Mann setzte schweigend seine Arbeit fort. Wenn er der vergangenen Zeiten, der Macht und Freiheit seiner Ahnen gedachte, so glänzten seine Augen und mit verdoppelter Kraft stieß er den Spaten

in die Erde. Doch bald machte die traurige Gegenwart ihre Rechte geltend, er mußte die Armuth und Unterdrückung, in der er lebte, mit der vergangenen Größe der alten Kerle vergleichen und dann entrang sich ein Seufzer seiner Brust, eine Thräne seinem Auge.

Unter diesen Gedanken hatte er, stets eifrig fortarbeitend, sich allmählich bis an die entgegengesetzte Seite des Grabens entfernt. Fast durch die ganze Breite des Grundstückes von einander getrennt, arbeiteten Vater und Sohn mehrere Stunden fort, ohne auch nur aufzusehen.

Die Sonne war hinter den Kronen der hohen Bäume verschwunden, der Abend war hereingebrochen.

Plötzlich erhob Jakob den Kopf; er glaubte der Boden unter seinen Füßen erzittere. Was konnte das bedeuten?

Da sieht er hinter dem Walde hervor drei Reiter in raschem Trabe heransprengen.

Einer von ihnen, seiner Kleidung nach ein Ritter, hält eine weibliche Gestalt vor sich auf dem Pferde . . . das arme Opfer unmenschlicher Gewalt scheint vor Schrecken ohnmächtig geworden zu sein . . . Und ihr Räuber ist ein edler Ritter mithin ist keine Rettung möglich! Furchtbares Schicksal, das sie

erwartet! . . . Doch großer Gott darf ich meinen Augen trauen? Das rothe Mieder . . . das weiße Mützchen! Entsetzlich!

»Vater, Vater!« ruft der junge Mann, mit einem Angstschrei vorspringend, »sieh da meine Schwester! Es ist Begga, die sie entführen! Halt! Halt!«

Und ohne umzublicken fliegt er in wilder Hast über die Haide, durch das Erlengestrüpp dahin, er hofft noch früh genug zu kommen, den Räubern seiner Schwester den Weg zu versperren.

Wirklich, da hat er sie erreicht! Er ergreift das Bein des Ritters mit solcher Kraft, daß das Pferd gezwungen ist, still in stehn und schreit wütend:

»Meine Schwester, es ist meine Schwester, Schurke! Gib sie mir wieder, oder ich reiße Dich aus dem Sattel!«

Bevor jedoch die Diener herzukommen konnten, um ihrem Herrn beizustehn, hat dieser schon seinen Degen gezogen und ihn dem jungen Manne so tief in die Brust gestoßen, daß er ohne einen einzigen Klageruf zusammenbricht und in das Gestrüpp niedersinkt.

Die Räuber setzten ihren Weg unbekümmert fort, sie suchten offenbar den nächsten Wald zu erreichen.

Dies Alles war so schnell geschehn, daß der alte

Thomas wohl noch einen Bogenschuß weit von der verhängnißvollen Stelle entfernt war, als sein Sohn bereits besinnungslos an der Erde lag.

Die Angst, der tödtliche Schrecken nahm dem Greise alle Kraft und nur wankenden Schrittes vermochte er den Räubern seines Kindes zu folgen. Wohl ahnte er einen Theil seines Unglücks, — hätte er dessen ganze Größe gekannt, er wäre wohl niedergesunken, um nie wieder aufzustehn.

Seine Begga, sein Liebling entführt, geraubt, ihm entrissen! Auf ihr haftete sein entsetzter Blick. Sie rührte sich nicht, kein Wort, kein Laut tönte Von ihren Lippen. Der elende Verräther! Nicht genug, daß sein Opfer in tödtlicher Angst das Bewußtsein verloren, er hatte der Armen zum Ueberfluß einen Knebel in den Mund geschoben.

Mit bangem Wehgeschrei strauchelte der Greis eine Zeitlang durch das Gestrüpp und über die Haide dahin, in dem verzweifelten Bestreben, die Reiter einzuholen, bald aber sah er sie in der Ferne hinter dichten Baumgruppen verschwinden. Da blieb er in wirrem Zweifel stehn, reichliche Thränen flossen aus seinen alten Augen, der stets wiederholte Name seiner unglücklichen Tochter war die einzige Klage welche über die bleichen Lippen kam, auch sein Bewußtsein

schien sich zu verdunkeln.

Doch plötzlich entrang sich seiner Brust ein Schreckensruf. Ei fiel ihm ein, daß er den Degen des Ritters über dem Haupte seines Sohnes hatte blinken sehn! Wo war Jakob. Er gewahrte ihn nirgendwo!

Von furchtbarer Angst getrieben wankte er der Stelle zu, wo er die Reiter zuerst erblickt hatte. Plötzlich begann er an allen Gliedern zu beben und erhob in stummer Verzweiflung die Hände zum Himmel. War es sein Sohn, der dort unbeweglich unter den Erlensträuchen am Boden lag? . . . Und der dunkle Flecken aus seiner Brust, war das Blut?

Bleicher noch als der anscheinend Todte vor ihm kniete er nieder, schob seinen Arm unter dessen Hals und hob ihm den Kopf langsam in die Höhe, die bleichen Wangen mit seinen Thränen benetzend: er küßte seinen Sohn und ab flüsterte ihm Worte ins Ohr, wie nur die Angst, die Verzweiflung, die Liebe sie einzugehen vermag.

Dann riß er den Kittel des Jünglings auf und sah, daß ein Degenstich seine Brust getroffen hatte. Beinah sinnlos vor Schmerz suchte der arme Vater die Wunde zu schließen, doch was er auch beginnen mochte, das Blut hörte nicht auf zu fließen?

»Gott, o mein Gott, ist es denn möglich? Mein

braver Sohn, mein guter Jakob, die Stütze meines Alters, er sollte todt sein? Ach habe Erbarmen, Herr des Himmels! rief der Greis wie außer sich, »laß mich nicht ganz verzagen! . . . Wie, fühle ich nicht daß seine Hand sich bewegt? Ja ja, die Finger zucken! Er lebt! o ich darf noch hoffen!«

Und aufspringend rief er aus aller Kraft nach allen vier Windrichtungen über die Haide:

»Herbei, herbei! Hilfe! Hilfe!«

Aber wie laut er auch die Stimme erhob, sie erstarb in der furchtbaren Stille.

»Hilfe in dieser Wüste? Ich bin von Sinnen«, seufzte er, »verlassen, verlassen von Gott und der Welt verlassen! Noch lebt er, aber er wird sterben wenn nicht bald Rettung kommt. Was vermag ich armseliger Mensch gegen das erbarmungslose Schicksal? . . . Doch nur nicht den Muth verloren, gekämpft, gerungen bis zum Ende! Du sollst ihn nicht haben, neidischer Tod!«

Und nun begann er zu laufen, so rasch es immer gehn wollte, als sei er in der That wahnsinnig geworden. Strauchelnd, wiederholt beinahe fallend, eilte er über die Haide dahin, seiner einsamen Wohnung zu. Er lief hinein, riß mit fieberhafter Hast einen Kasten auf, nahm leinene Tücher heraus und

warf sie wieder fort, keuchend vor innerer Erregung, er fand aber nicht was er suchte!

Dann rannte er ein enges Treppchen hinauf, zog ein Lacken aus einer dort befindlichen Bettstelle rollte es zusammen und sprang wieder hinunter. Hier nahm er einen mit Wasser gefüllten Krug, dann, draußen, einen Schiebkarren, auf dem er das Bettuch warf, er wollte fort damit, aber der Wasserkrug hinderte ihn. Seufzend blickte er um sich her, da bemerkte er einen kurzen Strick, den er sich um den Hals hing und an dem er den Krug befestigte.

Eilig trat er nun den Rückweg an, er schob seinen Karren so schnell durch den Sandweg und die Haide dahin, als enthielte derselbe ein unfehlbares Mittel zur Rettung des geliebten Sohnes.

Der Jüngling lag noch genau in derselben Haltung wie er ihn verlassen hatte auf dem Boden ausgestreckt; seine Augen aber waren halb geöffnet und wiewohl sie einen trüben gläsernen Ausdruck halten, so begrüßte Thomas Eberzahn doch mit freudiger Hoffnung dieses schwache Zeichen wiedererwachenden Lebens.

»Jakob, lieber Jakob«, sagte er neben dem Verwundeten niederknieend, »verzage nicht, Du wirst genesen. Öffne nur die Lippen, hier ist Wasser frisches

Wasser . . . Gott sei Dank er hat getrunken! Nun will ich deine Wunde kühlen, Dich nach Haus bringen, Dich laben und pflegen, mein armer Sohn, bis Du geheilt bist!«

Und während er so in abgebrochenen Worten seiner Angst, seiner Liebe Ausdruck gab, that er zugleich in fieberhafter Eile was er sagte. Er wusch die Wunde zerriß das Bettuch in breite Streifen und stellte lange Zeit vergebliche, mühsame Versuche an, einen Verband zu Stande zu bringen, der, die ganze Brust umfassend, die Wunde hinreichend bedeckte, um sie geschlossen zu halten.

Endlich glaubte er sein Ziel erreicht zu haben. Mit ängstlicher Sorge hob er den gefühllosen Körper auf den Schiebkarren und bewegte sich damit dem Hause zu. Es bedurfte einer beinahe übermenschlichen Kraft den schwerbeladenen Karten über den unebenen, holperigen Weg fortzuschaffen, aber der arme Vater glaubte ja seinen Sohn dem Tode zu entführen; sollte er da stehn bleiben und den Streit aufgeben? Nein nimmermehr, wenn auch seine Glieder zu erlahmen drohten.

Das Riesenwert ist endlich vollbracht. Da liegt nun Jakob auf einigen Bündeln Stroh in der Kammer und sein Vater kniet neben ihm, liebevoll seine Hand

fassend und in den halbgeschlossenen Augen, in den bleichen Zügen nach dem kleinsten Lebenszeichen spähend.

Todt ist der Jüngling nicht; hin und wieder hebt sich seine Brust, ein kaum sichtbares Zücken bewegt von Zeit zu Zeit seine Glieder. Der Vater streichelt ihn und murmelt leise Worte des Trostes und der Ermuthigung. Wohl tritt auch das traurige Schicksal seiner armen Begga ihm vor die Seele, doch er wehrt gewaltsam die schmerzlichen Gedanken von sich ab; die Hoffnung, daß sein Sohn ihm erhalten bleibe, beglückt ihn so sehr, daß er krampfhaft seine Freude gegen jede feindliche Störung vertheidigt.

Und was ist das-? Bewegt Jakob nicht den Mund? Will er sprechen? Ja, da öffnet er die Augen! Er murmelt leise Worte, aber sie ersterben ihm auf den Lippen.

»Vater«, stammelt er, während der in angstvoller Spannung horchende Greis jede Silbe aufzufangen scheint, »Vater . . . der böse Ritter . . . meine arme Schwester . . . Ich . . . im Himmel . . . Gott . . . Ach leb wohl!«

Noch ein letztes Zucken, dann sinkt er zurück, die Augen schließen sich für immer. Kein Zweifel ist mehr möglich, der Kampf ist zu Ende, der Tod hat

gesiegt.

Stumm und regungslos starrt Thomas Eberzahn eine Zeitlang in das Gesicht seines Sohnes, dann sträuben sich seine Haare, seine Lippen zittern und verzweiflungsvoll die Hände ringend ruft er aus:

»Todt, er ist todt, mein guter, einziger Sohn! O Gott, gerechter Gott, was haben meine armen Kinder verbrochen? . . . Jetzt bin ich allein in der Welt; was bleibt mir elenden Vater, mir verworfenen Menschen übrig, als sterben? Ja, sterben ist Erlösung! So sei mir gnädig Herr, sende mir den Tod, hier an der Leiche meines Sohnes.«

Vom Übermaß des Unglücks getroffen sinkt er nieder; furchtbare Grabesstille umgibt ihn und die finstre Nacht findet ihn noch über den Todten gebeugt, dessen kalte Stirn mit heißen Thränen benetzend.

II.

Es war ein klarer Morgen.

Die Sonne stand seit ein paar Stunden erst am Himmel und doch fielen ihre Strahlen schon sengend auf die duftende Erde, ein sehr heißer Tag war zu erwarten.

Aus dem Katharinenthor, auf dem Wege von Brügge nach Cortryk kam ein langer Zug von Rittern und Edeln hervor; einschließlich der Dienerschaft mochte derselbe sich auf sechzig Pferde wenigsten belaufen.

Die Herren ritten offenbar auf die Jagd, denn Keiner von ihnen trug Helm, Harnisch oder Speer; die einzige Waffe, welche sie bei sich führten war ein kurzer Degen oder richtiger ein langes Messer, das an ihrem Gürtel hing.

An der Spitze des Zuges trabte ein Ritter dessen einfache Kleidung gegen den bunten Putz seiner Jagdgenossen merklich abstach. Er trug einen langen geschlossenen Talar aus schwarzem Damast und ein Barett von demselben Stoff ohne jeglichen Zierrath, und nur der Orden des goldenen Vlieses, der ihm um

den Hals hing, kennzeichnete ihn als den mächtigen Herzog Karl von Burgund.

Zwei Leibwächter — wahrscheinlich edle Schildknappen, denn der Eine war noch sehr jung — ritten neben oder hinter ihm und wandten die Augen nicht von ihm ab seines leisesten Winkes gewärtig.

Herzog Karl war nicht sehr gesprächiger Natur. Die Sorge für sein großes Reich, sein Streben nach Reformen in allen Regierungsfächern, die Umtriebe des listigen Königs Ludwig des Elften von Frankreich nahmen seinen Geist derartig in Anspruch, daß er nur wenig Zeit zur Ausspannung und zu geselligem Verkehr fand. Gleichwohl hatte er nach dieser Richtung auch seine guten Augenblicke und erwies sich dann so heiter und freundlich, daß Jeder darob erstaunte.

Ein solcher Tag fröhlicher Stimmung mußte heute sein, den kaum war der Zug bei dem Dorfe Ostkamp in einen breiteren Weg eingelenkt, als der Herzog seinen Schildknappen den Befehl gab, diesem oder jenem Herrn zu melden, daß er ihn zu sprechen wünsche.

In der Gesellschaft der also gerufenen Edelleute weiterreitend, unterhielt der Herzog sich dann mit ihnen über Dinge von denen er wußte, daß sie ihnen

angenehm waren, bis er ihnen durch ein Zeichen gestattete, ihren Platz in dem Zuge wieder einzunehmen.

Die angesehensten Edlen hatte er auf diese Weise schon zu sich bescheiden lassen. Man mußte sogleich den Weiler Nieuwenhofe erreichen, wo die Knechte mit den Hunden warteten und wo die Jagd beginnen sollte, der Jägermeister würde ihnen dort die Stelle anweisen, wo der Hirsch sein Lager genommen.

Der Fürst wandte sich um und ließ seine Blicke über den Zug schweifen, um zu sehn, mit wem er noch sprechen wollte.

»Liedkirch«, sagte er dann zu dem älteren seiner beiden Schildknappen »sieh einmal der Ritter, welcher dort fast am Ende des Zuges mit gesenktem Kopfe reitet, ist das nicht Junker Walter von Hameide?«

»Er ist es selbst, gnädigster Herzog«, lautete die Antwort, »Ew. Hoheit luden ihn gestern persönlich ein, der Jagd beizuwohnen.«

»In der That, mir gefiel seine Gewandtheit beim Turnier; es fehlte nicht viel, so hatte er Ravenstein besiegt, Ravenstein, den besten Fechter der Christenheit! . . . Ingelmünster, geh und bitte den Junker von Hameide, einmal zu mir zu kommen.«

Der gewandte Ritter setzte seinem Pferde die

Sporen ein und beeilte sich, dem für ihn so ehrenvollen Rufe zu folgen.

Er war in der That ein stattlicher, schöner Ritter, dieser Junker Walter von Hameide, von kräftigem Gliederbau und schlanker Gestalt, mit regelmäßigen ausdrucksvollen Zügen. Große schwarze Augen, die jetzt in freudigem Stolz aufleuchteten, glänzten unter der hohen weißen Stirn.

Als er seinen Fürsten ehrfurchtsvoll grüßte sagte dieser mit freundlichem Lächeln:

»Kommt, Junker von Hameide, lenkt Euer Roß neben das meine, ich habe Lust, eine Weile mit Euch zu plaudern . . . So ist es recht. Nun sagt mir einmal, Ihr, der Ihr jung und von den Sorgen des Lebens noch nicht berührt seid, warum reitet ihr in Gedanken verloren einher und laßt den Kopf auf die Brust sinken? Seid Ihr noch müde von gestern? Euer Kampf gegen den Herrn von Ravenstein war allerdings ein Riesenwerk, eine fast übermäßige Anstrengung.«

»Ew. Hoheit geruhen zu scherzen«, entgegnete Walter mit einem gewissen Selbstbewußtsein, »so leicht bin ich nicht zu ermüden.«

»Stark genug gebaut seid Ihr freilich; — da ist es vielleicht die Liebe, die Euren Geist gefangen hält? Ihr schüttelt den Kopf, junger Herr? Wäre es denn ein

Wunder? Ein hübscher Mensch wie Ihr und aus altadligem Hause! Ich bin überzeugt, die edelsten Jungfrauen des Landes würden stolz auf Eure Huldigungen sein. Wie alt seid Ihr wohl?«

»Achtundzwanzig Jahre, gnädiger Herr.«

»Und noch nicht vermählt! Das ist nicht gut! Ich werde, wenn es sich trifft, an Euch denken und die Sache in die Hand nehmen, Ihr sollt eine Gattin haben, die den Glanz Eures Hauses noch vermehrt.«

»Gnädigster Herzog, ich habe einstweilen nicht die mindeste Lust zu heirathen«, sagte der junge Ritter.

»Das bleibt sich gleich; ich sehe nicht gern, daß meine Edeln so lange ledig bleiben, daraus entstehen Unordnungen, welche dem Ritterstande oftmals zur Unehre gereichen. Seid nur ganz ruhig, Junker von Hameide, ich bin Euer wohlgeneigter Fürst und wenn ich Euch eine Gemahlin vorschlage, so werdet Ihr alle Ursache haben, mir dankbar zu sein . . . Man sagt mir, Ihr habt eine Burg hier in der Gegend; wo liegt sie?«

»Weit, sehr weit von hier, hinter jenen Wäldern dort«, stammelte Walter mit kaum verhohlenem Schrecken.

»Warum lachst Du, Ingelmünster?« fragte der Herzog den jüngsten Schildknappen.

»Ew. Hoheit wollen verzeihm«, antwortete der

Gefragte, »Schlo? Hersberg in dem der Junker von Hameide sich aufzuhalten pflegt, liegt keine halbe Stunde von hier entfernt; so eben noch sah ich seine Thürme hinter den Bäumen hervorragen.

»Ei, was bedeutet denn das junger Herr?« murmelte der Herzog mit strengem Blick, »Ihr sucht Euren Fürsten zu täuschen? . . . Nun, warum antwortet Ihr nicht?«

»Ach gnädiger Herr, verzeiht meine Unbedachtsamkeit!« versetzte Walter bestürzt, »ich wohne zu Brügge im Utkircher Hofe bei meiner Mutter, Schloß Hersberg ist nur ein altes verfallenes Jagdhaus ich könnte kaum einen Freund gebühlich darin empfangen. Die Furcht, daß Ew. Hoheit . . .

»Die Furcht, daß ich Euch in Eurem Schlosse besuchen wollte? Ihr erwartet etwas viel, Junker, aber es ließe sich überlegen. Übermorgen jage ich wieder mit andern Herren im Wardammer-Forst, da klopfe ich vielleicht mal an an das Thor Eurer Burg. Aber ich verbiete Euch auf das Strengste, etwas darin zu verändern oder etwas hinzuschaffen, das jetzt nicht da ist. Wenn ich nach Hersberg gehe, geschieht es nur, um Euch einen Beweis meiner Zuneigung zu geben.«

Junker Walter war sichtlich verlegen und bekümmert, doch konnte das in der unerwarteten

Ankündigung des fürstlichen Besuches keinen Grund haben, und so sah Niemand etwas auffallendes darin.

»Unsere durchlauchtige Braut, Margaretha von York, wird ehestens aus England eintreffen«, begann der Herzog wieder, für die Dauer der Festlichkeiten will ich ein Ehrengelitte der edelsten und gewandtesten Ritter ihr zugesellen. Bleibt morgen in Brügge ich werde Euch durch einen Boten aus dem Hause Eurer Mutter rufen lassen und Euch dann mittheilen, welchen Platz in dem Gefolge meiner königlichen Braut ich Euch bestimmt habe.«

Gleichzeitig machte er eine Bewegung mit der Hand, durch welche er dem Ritter gestattete sich zu verabschieden.

Walter hielt sein Pferd zurück, nachdem er in tiefgefühlten Worten seinen Dank für die hohe Gunst des Herzogs ausgesprochen hatte.

Kurz darauf erreichte man den Weiler Nieuwenhofe. Dort standen in der Nähe von fünf oder sechs Bauernhäusern, die Jägermeister mit den Hunden, die an ledernen Riemen gehalten wurden und die Peitsche fühlen mußten, wenn sie zu laut bellten und zu ungeduldig sich gebährdeten.

Der Oberjäger trat dem Herzoge entgegen und theilte ihm mit, daß der Hirsch eine gute Viertelstunde

von dort lagere, in einem dichten Buchenwalde der des unebenen Bodens und vieler alter Baumstämme wegen für die Pferde nicht wohl zu passieren sei. Er schlug nun vor, die Knechte mit den Hunden den Wald von hinten her umgehen und das edle Wild auf die freie Fläche treiben zu lassen, wo die Jäger dann unbehindert ihm nachsetzen könnten.

Der Herzog gab seine Zustimmung, die Hunde wurden abgeführt und der Jagdzug bewegte sich langsam durch das des offene Feld, in der von dem Oberjägermeister angegebenen Richtung.

Eine Zeitlang war man so still weiter geritten, als der Herzog sich hoch im Sattel erhob und mit lauter Stimme sagte:

»Ich bin gespannt, Ihr Herren, wer heute die Ehre haben wird dem Hirsche den Gnadenstoß zu versetzen.«

»Ew. Hoheit selbst, ohne Zweifel!« beeilten die Ritter sich zu rufen, »keiner von uns ist ein so guter Reiter, ein so ausgezeichneter Jäger als Ew. Hoheit!«

»Ja, ja, ich weiß schon«, versetzte der Fürst lächelnd, »aber so meine ich es heute nicht. Ich bin müde, die Hitze ist mir lästig. Zwar werde ich der Jagd folgen, aber die Herren dürfen sich nicht wundern, wenn ich zuweilen zurückbleibe.

Ein Gemurmel des Bedauerns, sei es nun aufrichtig gemeint oder nur zum Schein, entstand unter den Rittern.

»Ich will Euch nun beweisen, meine Herren daß meine Worte ernst gemeint sind«, fuhr der Herzog fort. »Ihr seht alle hier am meinem Finger diesen Ring mit dem Wappen von Burgund: wer den Hirsch erlegt, erhält das kostbare Kleinod als Preis seiner Geschicklichkeit, und mein Wunsch ist, merkt es wohl, daß der Preis gewonnen werde . . . Da tönt der Ruf der Hörner aus dein Walde, und das Bellen der Hunde! sie haben die Spur gefunden! Auf nun Ihr Herren, ich will sehen, wer unter Euch der beste Reiter ist.«

Die Ritter machten Halt, um auf das Bellen der Hunde zu lauschen. Sie zogen die Zügel der Pferde fester an, streichelten die ungeduldigen Thiere und sprachen ihnen zu, als wollten sie ihnen begreiflich machen, daß ungewöhnliche Leistungen von ihnen erwartet würden.

»Hier, Liedkirch, bewahre mir dies in Deiner Gürteltasche, es könnte mich im Reiten hindern;« sagte der Herzog, indem er das goldene Vließ von seinem Halse löste und es dem Schildknappen reichte.

Immer näher kamen die Hunde; an den kurz

abgerissenen Lauten, die sie ausstießen, ließ sich abnehmen, daß sie des Wildes ansichtig geworden waren.

Plötzlich sprang der Hirsch aus dem Gebüsch und flog wie ein vom Bogen abgeschnellter Pfeil über die Haide.

Die Ritter schlugen die Sporen ein und lockerten die Zügel; unter Jubelgeschrei, unter dem Blasen der Hörner und dem Bellen der Hunde setzte der ganze Zug gleich einer Wetterwolke dem Thiere nach. Selbst der Herzog, von der Erregung des Augenblicks erfaßt, folgte der Jagd, er trabte nicht voran, war gleichwohl aber auch nicht der letzte.

So ging es fort in wildem Treiben wohl eine Stunde lang; sengend fielen die Sonnenstrahlen auf die eifrigen Jäger nieder, daß der Schweiß ihnen von der Stirn tref, doch sie achteten es nicht, ihre Blicke waren nur auf den Hirsch gerichtet, der die Hunde nun schon nahe hinter sich hatte und seinem Schicksal wohl bald unterliegen mußte, denn er schien jetzt Schutz in einem dichten Walde suchen zu wollen wo er mit seinem zackigen Geweih sicherlich bald in den nächsten Zweigen steilen blieb.

Wirklich rannte er so heftig gegen die ersten Bäume des Waldes an, daß er niederstürzte und schon wollten

die nächsten Hunde sich auf ihn werfen als das gequälte Thier in seiner Todesangst all seine Kraft zusammennahm, zwanzig Fuß über die Hunde wegsprang und in die Haide zurückfloh, ungefähr der Richtung zu wo es zuerst gelagert hatte.

Zu ihrem nicht geringen Verdruß sahen die Jäger, wie das Thier durch diese unerwartete Rückkehr wieder einen ziemlich bedeutenden Vorsprung vor den Hunden gewann. Sie spornten ihre Pferde, daß sie bluteten und erneuerten mit lautem Geschrei die verwegene Jagd.

Herzog Karl folgte diesmal nur langsam, und so geschah es, daß er bald den ganzen Zug aus dem Gesichte verlor und nur von seinen beiden Schildknappen begleitet war, deren Tagewerk für heute offenbar einzig darin bestand, immer in der Nähe ihres Herrn zu bleiben.

Der Herzog liest sein Roß jetzt noch langsamer gehn und lenkte es dem Saume des Waldes zu, wo er einen schmalen Pfad bemerkte, der von beiden Seiten mit schattigen Zweigen überbungen war. Er ritt hinein, indem er zu seinen Knappen sagte:

»Welche Hitze! Es ist nicht zum aushalten! Wir wollen die Herren Jäger nur eine Weile ihrem Schicksal überlassen, sie haben den Hirsch noch lange

nicht. Ich werde inzwischen versuchen, mich einigermaßen zu erfrischen.«

Die Schildknappen waren zwar nicht wenig erstaunt über diese seltsame Grille ihres Herrn, doch folgten sie ihm schweigend etwa eine Viertelstunde in den Wald hinein.

Da wandte der Herzog den Kopf zur Seite und sagte:
»Ingelmünster, gib mir zu trinken ich bin durstig.«

Der Angeredete griff in seine Satteltasche, holte eine mit Stroh umflochtene Flasche daraus hervor und reichte sie dem Fürsten.

»Was ist darin?« fragte dieser.

»Alter Wein«, war die Antwort, »der Hofmeister hat sie für Ew. Hoheit gefüllt.«

»Alter Wein, starker Burgunder für eine durstende Kehle«, brummte der Herzog, »pfui, und dabei ist das Zeug fast kochend heiß . . . Ach was gebe ich in diesem Augenblick für einen Trunk kalten Wassers.«

»Ew. Hoheit brauchen nur zu befehlen, so ist alles zur Stelle«, versetzte der junge Schildknappe mit einer Verbeugung, dort hinter jenen Bäumen sehe ich einen Brunnen, es muß also auch ein Hans in der Nähe sein.«

»Ich will sogleich hinlaufen« . . . sagte der andre Knappe.

»Bleib, Liedkirch!« befahl der Herzog, »ich selbst werde hingehen, in dem Hause etwas zu ruhn und mir von den Leuten zu trinken geben lassen. Nur zu selten habe ich Gelegenheit, unerkant mit meinen Unterthanen ein wenig zu plaudern. Du, Liedkirch, reitest aus dem Wald und suchst die Jagd einzuholen; wenn der Hirsch getödtet ist, weißt Du mich zu finden und bringst mir Nachricht. Ingelmünster tränkt mein Pferd und führt es in den Schatten bis ich rufe.«

Er stieg ab und näherte sich dem kleinen Hause; die Thür war nur angelehnt, sie wich einem leisen Druck seiner Hand.

Da sah er einen alten Mann auf einem Stuhl sitzen, den Ellbogen auf den Tisch gestützt, die Hand vor den Augen. Er schien zu schlafen; jedenfalls hatte er das Eintreten des ungewohnten Besuches nicht bemerkt.

Der Herzog schlug ihm sanft auf die Schulter indem er sagte:

»Heda, wacht auf mein guter Alter, hier ist Jemand, der Euch um Etwas bitten möchte.«

Der Greis erhob langsam den Kopf, und der Fürst blickte in ein bleiches, den furchtbarem Schmerz entstelltes Antlitz.

Mit einer Art stumpfer Gleichgültigkeit starrte der Alte den Fremden an, dann aber, als er einen Feind in

ihm zu erkennen glaubte, sprang er auf und wich einen Schritt zurück. Seine Augen glühten, seine Lippen bebten und er ballte die Fäuste, als bereite er sich zu einem wütenden Anfall.

Dieses seltsame Benehmen versetzte den Herzog in nicht geringes Staunen, doch blieb er vollkommen ruhig und sagte in mildem Thon:

»Ihr habt Kummer guter Freund, und scheint zu fürchten, das; ich Euch etwas zu Leide thun will. Darin irrt Ihr indessen . . . «

»Elender Schurke! ein menschlicher Tyran!« rief der Alte, seiner Empfindungen nicht mehr Herr. »Ich sollte Rache an Dir nehmen . . . Doch nein geh' mir aus den Augen! Gott selbst wird Dich strafen, Bösewicht, — ich will meine Hände nicht mit Menschenblut beflecken!«

Ein junger Bauer, welcher im Stall bei den Kühen beschäftigt gewesen war, lief jetzt herzu und suchte, nachdem er einen Blick auf den Gast geworfen den Greis zu beruhigen.

»O Herr-, wer Ihr auch sein mögt«, bat er, »habt Erbarmen mit einem unglücklichen Vater, dem der Schmerz die Sinne raubt.«

»Sollte er wirklich wahnsinnig sein?« seufzte der Herzog, und fuhr dann zu dem Alten gewendet fort:

»Ihr beschuldigt mich eines schweren Verbrechens, wie ich höre, aber ich kenne Euch ja gar nicht und auch Ihr habt mich wahrscheinlich noch nie gesehn.«

»Nein, nein, dieser Herr ist der Räuber nicht«, bestätigte Lukas.

Thomas Eberzahn stutzte; die natürliche, ungezwungene Weise, in der der Fremde sprach, gestattete keinen Zweifel an seiner Aufrichtigkeit.

»Der Herr ist heute zum ersten Mal in meinem Hause?« fragte er, und seine Züge drückten nur noch Niedergeschlagenheit und tiefen Kummer aus, »meine armen Kinder hat er nie gesehn?«

»Niemals!« lautete die Antwort.

»Was führt ihn dann in meine niedere Wohnung?« fragte Thomas mit einem neuen Anflug von Mißtrauen.

»Ich jage im Wardammer Forst mit vielen Gefährten, doch die sind jetzt weit von hier. Die unerträgliche Hitze veranlasst mich, kühlenden Schatten aufzusuchen, und da fand ich zu meiner großen Freude Euer Haus. Ich bin durstig, Ihr würdet mich zu Dank verpflichten, wenn Ihr mir einen Becher Milch geben wolltet.«

Gänzlich beruhigt durch diese freundlichen Worte beeilte sich der Greis der Bitte Folge in leisten.

»Lucas, gib dem Herrn einen Stuhl«, sagte er während er der Stallthür zuschritt.

Der Herzog lehnte dieses Anerbieten mit verneinendem Kopfschütteln ab. Der junge Bauer hörte inzwischen nicht auf, sich ehrfurchtsvoll vor ihm zu verbeugen.

»Was in aller Welt bedeutet nur dieses Alles?« fragte der Herzog, »Ihr scheint Euch vor mir in fürchten; glaubt Ihr denn wirklich, ich sei gekommen, Euch Übles zuzufügen?«

»Ach bester Herr«, stammelte Lukas, »Gott segne Euch für Euren Edelmut, wir armen Leute, die wir nicht werth sind, Eure Schuhe in küssen . . . «

Doch die Rückkehr Vater Eberzahns unterbrach seine Rede. Der Greis reichte dem Herzoge eine große Kanne Milch indem er sagte:

»Der Herr scheint ein Ritter zu sein, doch jeder Mensch ist nur für seine eignen Thaten verantwortlich — Wohl bekomme es Euch.«

Herzog Karl brachte das Gefäß an seine Lippen und genoß mit wahrer Lust und in langen Zügen den kühlen Trank, während der alte Thomas wieder auf seinen Stuhl niedersank, den Kopf auf die Brust sinken ließ und die aufwallenden Zähnen aus seinen Augen trocknete. Der Fürst bemerkte es; als er sich

gelobt hatte schob er daher einen Stuhl nahe an den des Greises und setzte sich neben ihn.

»Wie es scheint, mein armer Freund«, beklagt Ihr ein großes Unglück oder Unrecht, das Euren Kindern geschehen ist. — Ist der junge Mann da Euer Sohn?«

»Nein, gnädiger Herr, er ist ein Freund, ein guter Mensch, der mir beisteht in meiner bitteren Noth.«

»Ohne Ihn würdet Ihr allein hier trauern? Wo sind denn Eure Kinder?«

Der alte Thomas erhob den Blick zum Himmel und stieß einen schmerzlichen Seufzer aus, doch ließ er die Frage des Fremden unbeantwortet.

»Kommt, sprecht ich habe Mitleiden mit Eurem Kummer. Sagt, wo sind Eure Kinder?« wiederholte der Herzog.

»Ich hatte deren zwei«, versetzte Thomas, und aufs Neue füllten seine Augen sich mit Thränen, einen braven, fleißigen Sohn und eine Tochter, rein und schön . . . «

»Ach ja, gnädiger Herr, schön wie eine Rose im Lenz, ein Engel kann nicht lieblicher sein«, fiel Nelisson ein.

»Und was ist ihnen denn so schreckliches begegnet?«

»Mein Sohn wurde elendig ermordet, meine

Tochter, meine arme Begga mir aus dem Hause geraubt. Ach, für sie wäre der Tod besser als das Leben; im Himmel gibt es weder Tyrannen noch Sklaven.«

»Euer Sohn ermordet, Eure Tochter geraubt!« rief der Herzog entsetzt, »laßt doch einmal hören, wie das zugegangen ist.«

»Wozu sollte das nützen Herr; seid Ihr nicht auch ein edler Ritter?«

»Ein Ritter bin ich allerdings.«

»Was kümmert Euch das Unglück, die Verzweiflung eines armen Hüttenbewohners?«

»Wie Ihr nur fragen könnt, mein guter Mann!« rief der Herzog, »sind nicht die Bauern Menschen, so gut wie wir? Gott hat einem Jeden seinen Platz angewiesen, seine Aufgabe zugetheilt, und wenn die Edeln mit ihrem Blute das Land beschützen und den Fürsten vertheidigen, so sind es hienieden die Bauern, welche mit ihrem Schweiße Nahrung für Alle schaffen. Besteht nun auch, was, das Befehlen und Gehorchen angeht, ein nothwendiger Unterschied zwischen Edeln und Landbewohnern, vor dem Gesetze und sind doch Alle gleich.«

»Gerechtigkeit und Großmuth sprechen aus Eurem Munde!« rief Nelisson.

»Ach Ihr seid sicher fremd hier in der Gegend«, murmelte dagegen Thomas die Achsel zuckend, »sonst würdet Ihr wissen, daß für arme Leute wie wir, in diesem Lande keine Gerechtigkeit zu hoffen steht.«

»Keine Gerechtigkeit?«

»Nein, keine! . . . Was zitterst Du Lukas? Ich sage die Wahrheit! Sei still und laß mich ausreden.«

Durch den strengen Blick des Greises erschreckt zog Nelisson sich zurück.

»Der Schmerz laßt Euch die Dinge schwärzer ansehn, als sie sind«, sagte der-Herzog. »Es gibt ohne Zweifel Herren, welche ein hartes Herz haben und ungerecht gegen ihre Untergebenen verfahren; die Mehrzahl aber hat nur das Wohl derselben im Auge.«

»Anderswo vielleicht, hier nicht. Wo sollten wir Recht finden? Unsere Richter sind unsere Herren selbst, und sie alle schätzen das Glück, ja das Leben eines armen Bauern so gering, daß sie es nicht der Mühe werth achten, ihres Gleichen auch nur einen Augenblick darum zu beunruhigen. Betrachtet doch mich elenden Vater der seine beiden Kinder beraubt ist! An wen soll ich mich wenden? Wo kann ich Hilfe zu finden hoffen? Mir bleibt nichts übrig als vor Kummer zu sterben.«

»Das wollen wir doch einmal sehn!« rief der

Herzog aus. »Erzählt mir nur, wie und durch wen Ihr solche Unbill erlitten.«

»Ach, das wird einzig und allein dazu dienen, meinen Schmerz zu erneuern.«

»Thut, wie ich Euch sage; Ihr werdet Euer Vertrauen nicht bereuen.«

»So sei es denn, gnädiger Herr, hört mir zu.«

Und der alte Thomas erzählte, wie verschiedene, im Wardammer Forst jagende Ritter wiederholt während seiner Abwesenheit in sein Haus gedrungen waren und durch ihre leichtfertigen Reden seiner Tochter die Schamröthe in die Wangen getrieben hatten; wie dann Einer, den Beggas Jugend und Schönheit zu böser Leidenschaft gereizt, sie überfallen, geknebelt und fortgeschleppt habe, und wie dann endlich wie er mit seinem Opfer durch die Haide ritt, der Bruder des unschuldigen Mädchens herzugelaufen, von dem grausamen Räuber aber erbarmungslos durchstochen worden sei.

Reichliche Thränen flossen bei diesem Bericht über die Wangen des unglücklichen Greises, er konnte kaum noch sprechen. Lukas hatte den Kopf an die Wand gelehnt und schluchzte laut.

»Wann ist das geschehn?« fragte der Herzog.

»Vor vier Tagen, Herr. Erst gestern habe ich unter

dem Beistande dieses jungen Mannes die Leiche meines Sohnes zum Kirchhofe gebracht.«

»Und der Mörder, der schändliche Frauenräuber ist ein Ritter? Wisset Ihr dass ganz gewiß?«

»Ganz gewiß, Herr; zwei bewaffnete Diener begleiteten ihn.«

»Sein Name?«

»Den kenne ich nicht; ich sah ihn ja nur aus der Ferne durch die Haide traben.«

»Wohin hat er denn Eure Tochter gebracht? Hat man sie nicht aufgesucht.«

»Wo sollte ich sie suchen, Herr? Ein Elender wie ich findet in keiner Burg Einlaß, ach wenn ich nur wage, am Thor den Zweck meines Kommens auszusprechen, die Diener würden mich mit Stockschlägen fortreiben. Ein armseliger Bauer, der Recht sucht oder Recht fordert gegen einen Ritter! Das ist ja an und für sich ein Verbrechen!«

Nur mit Milbe bezwang der Herzog seinen Zorn.

»In wessen Diensten steht Ihr?« fragte er.

»In keines; ich bin ein freier Mann.«

»Wie soll ich das verstehn? So arm und frei?«

Freigeboren vom Vater auf den Sohn.«

»Ich verstehe Euch nicht; und das ist es nicht, was zu ich fragen wollte: zu welcher Herrschaft gehört

dieses Haus?«

»Zu Winghamene.«

»Nun, zu Winghamene muß, wie überall, ein Schulze sein, dessen Pflicht es ist, im Namen des Landesherrn die Verbrecher aufzusuchen. Warum habt Ihr Euch nicht an ihn gewendet?«

»Ich bin zu ihm gegangen und habe ihm mein Leid geklagt?«

»Und er hat Euch gesagt, daß er die Untersuchung sofort beginnen wolle?«

Ein bittres Lächeln verzog die Lippen des Greises, er schüttelte verneinend das Haupt.

»Er wies Euch ab?« rief der Herzog.

»Nein, das that er nicht, aber er suchte mir klar zu machen, daß für mich kein Recht in hoffen sei, — als ob ich das nicht im voraus gewußt hatte, — daß ich mir keine Hoffnung auf Recht zu machen brauche; ferner, bat und flehte er, ich möchte mein Leid still tragen, denn wenn ich es an die große Glocke hinge, so konnte er sein Amt, und ich das Leben dadurch verlieren.«

»Und das nennt man Gerechtigkeit in diesem Lande!«

»Versteht mich recht, er schlug es mir nicht ab, der Schutze ist ein guter Mann, aber Unmögliches kann

man nicht von ihm erwarten. Er wird suchen, vorsichtig zu fahren suchen, wer der Räuber meines Kindes ist, und falls er ihn entdeckt, wird er ihn bitten, doch Erbarmen mit ihrem armen Vater zu haben.«

»Wenn aber der Schutze Euch kein Recht verschaffen kann, so ist doch noch der Herzog da, als erster Richter in Flandern! Geht zu ihm, er wird sich Eurer Sache annehmen.«

»Das habe ich ihm schon hundertmal wenigstens gesagt, mischte Nelisson sich ein, »unser Herzog ist gerecht und hat ein wohlwollendes Herz.«

»Der Herzog?« wiederholte der alte Eberzahn in einem Ton kränkenden Zweifels; »ich will ganz gern nach Brügge gehn und ihm zu nahen suchen, aber, Herr, Ihr wißt wahrscheinlich nicht, wie es bei Hofe hergeht. Ich habe zu Winghene mit vielen Leuten darüber berathen und alle haben mir versichert, mit der größten Mühe und Ausdauer käme ich noch nicht einmal bis über die Schwelle des herzoglichen Schlosses. Die Edeln umgeben den Herzog ja wie eine undurchdringliche Leibwache. Außerdem würde der Fürst, der an nichts als Feste, Turnire und Gastmahle zu denken scheint, wohl kaum Zeit finden, sich mit . . . «

»Schweig, Unverschämter!« fiel der Herzog vor

Ärger bebend, ihm ins Wort, »sprich mit mehr Ehrerbietung von Deinem Fürsten! Fürchtest Du nicht, ich könnte ihm mittheilen, wie vermessen Du über ihn zu reden wagst?«

Nelisson beugte sich bis zur Erde und bat zitternd um Vergebung.

»Ehrerbietung?« murmelte Thomas; »ich habe unsern zu Fürsten stets hochgeachtet und ihn aus Pflichtgefühl selbst aufrichtig geliebt, ohne ihn zu kennen. Jetzt indessen wenn ich am dem noch offenen Grabe meines Sohnes den entsetzlichen Schicksals meiner armen Begga gedenke, klage ich ihn ich der Pflichtversäumniß und Ungerechtigkeit . . . Und was soll ich noch fürchten? O, der Tod wäre mir eine Wohltat!«

»Ihr seid entschuldigt durch Euren Schmerz«, sagte der Herzog ruhiger, »gleichwohl urtheilt Ihr falsch wenn Ihr glaubt, unser jetzt regierender Fürst würde Euch Gerechtigkeit versagen, sei es auch gegen einen noch so edlen Ritter. Ich kenne den Herzog, bin sogar einer seiner nächsten Freunde und werde ihm von Eurem Unglück sprechen. Seid versichert, daß er Eure Tochter aufsuchen und sie finden wird, selbst wenn der Schändliche, der sie entführt sie hundert von Meilen fortgeschafft hat.«

»O, wie würde ich den Herzog segnen, wenn ich sie noch einmal in die Arme schließen könnte!« rief der Alte.

»Man hat Euch getäuscht, guter Mann«, fuhr der Herzog fort: »zwei oder dreimal wöchentlich hält der Landesherr in seinem Schlosse ein öffentliches Verhör und nimmt dann mit dem gleichen Wohlwollen die Klagen der Armen wie der Reichen, der Bauern wie der Ritter entgegen. Ihr braucht Euch indessen darum selbst nicht zu bekümmern denn selbst ich will beim Herzog Euer Fürsprecher sein. Wahrscheinlich wird er wünschen, Euch zu sehn, und Euch durch einen seiner Diener abholen und in sein Schloß führen lassen.«

»O habt Dank, tausend Dank, gnädiger Herr.«

»Schade ist es nur, daß Ihr den Räuber nicht kennt; wüßtet Ihr dem Herzoge seinen Namen anzugeben, Euch geschähe wohl heute noch Recht, und morgen wäre Eure Tochter wieder bei Euch.«

»Der Schulze von Winghene kennt den Räuber, Herr.«

»Und er sagte Euch seinen Namen nicht?«

»Er wagte es nicht.«

Der Herzog stampfte heftig mit dem Fuß.

»Seid Ihr ganz sicher, daß der Schutze von Winghene auf Befehl des Herzogs Auskunft geben

kann?« fragte er ungeduldig, »und wie wißt Ihr das?«

»Einen Umstand habe ich bis jetzt noch zu erwähnen vergessen«, versetzte Thomas. »Als ich, am Tage nach dem Verbrechen, wie sinnlos um das Haus irrte, fand ich unweit des Brunnens einen goldenen Ring, der dem Räuber wohl entfallen ist, als er meine Tochter, trotz ihres Sträubens zu seinem Pferde schleppte. Diesen Ring zeigte ich dem Schulzen, er erbleichte und ich las in seinen Augen, daß der hohe Rang des Räubers ihn mit Schrecken erfüllte.«

»Wo ist der Ring? Schnell her damit!«

»Der Schutze weigerte sich, ihn mir zurückzugeben.«

»Da er aber den Eigenthümer daran erkannte, so standen jedenfalls gewisse Zeichen darauf.«

»Ja freilich, Herr, drei goldene Vogel auf blauem Felde.«

»Vögel! Was für Vögel?«

»Der Schuhe nannte sie Falken.«

»>Falken? Drei Falken auf Lazur? O Gott, sollte es möglich sein? Wem kann man in der Welt trauen? Der Scheinheilige! Ich will ihn lehren, durch solche Greuelthaten den Namen seines Fürsten verhaßt zu machen! Tröstet Euch, guter Mann, heut haben wir Mittwoch bevor die Woche zu Ende geht, drückt Ihr

Eure Tochter ans Herz. Zweifelt nicht daran, es ist so sicher, als wenn der Herzog selbst durch meinen Mund mit Euch redete . . . «

Das Eintreten seines Schildknappen Liedkirch unterbrach seine Rede.

»Gnädigster Herzog«, meldete er, »der Hirsch ist erlegt . . . «

»Großer Gott, unser durchlauchtiger Fürst!« rief der alte Eberzahn, in die Kniee sinkend, »was hab' ich gethan!«

Nelisson kroch bis vor die Füße des Herzogs, erhob flehend die Hände und rief:

»Gnade, großmüthigster Herzog, Vergebung!«

»Steht auf«, befahl der Fürst, »Ich halte Wort und Ihr werdet sehn, daß in der Waagschaale meiner Gerechtigkeit das Leben eines armen aber braven Bauern schwerer wiegt als das eines adligen Mörders.«

Mit diesen Worten verließ er das Haus; von der Thür aus hieß er noch einmal den Greis und den jungen Bauer aufstehn, doch sie verharrten in ihrer demüthigen Lage immer wieder die Worte, Dank und Vergebung stammelnd.

»Wer gab dem Hirsch den Gnadenstoß?« fragte der Herzog seinen Knappen.

»Der Junker von Hameide«, war die Antwort.

»Hameide«, wiederholte der Fürst und es spiegelte sich Widerwillen und Entrüstung in seinem Blick, »Hameide! O, den Ring soll er haben, es ist ein Platz frei an seinem Finger, aber so wahr ein gerechter Gott im Himmel lebt, er wird ihn nicht lange tragen.

Er schwang sich in den Sattel und ritt durch den holperigen Landweg dahin, zornig vor sich blickend. Die Knappen wagten anfangs nicht ihn anzureden, sie wechselten stumme Blicke mit einander, endlich sagte Liedkirch schüchtern:

»Mit Ew. Hoheit gnädigen Erlaubniß, der Hirsch liegt hinter uns, wir entfernen uns von der Jagd.«

»Kehre zurück«, erhielt er zur Antwort, »berichte den Herren, daß eine nicht aufzuschiebende Sache von großer Wichtigkeit mich sofort nach Brügge rufe. Niemand wird heute vorgelassen, ich bin den ganzen Tag nicht zu sprechen . . . Geh, Liedkirch, thu' wie ich Dir sagte, und Du, Ingelmünster, gibst Deinem Pferde die Sporen und folgst mir.«

Als Liedkirch wenige Augenblicke später den Kopf umwandte, war der Herzog bereits verschwunden.

III.

Es mochte am andern Morgen kaum acht Uhr sein, als ein Ritter in leichtem Trabe durch das Katharinenthor in Brügge einritt. Er schien tief in Gedanken versunken, denn er hielt den Zügel nur locker in der Hand und achtete kaum auf den Weg. Der frühen Stunde wegen waren erst wenig Leute zu Gange, sonst hatte er leicht ein Unglück anrichten können.

Ohne den Schritt seines Pferdes zu mäßigen trabte er durch die Marienstraße und über den Markt, bog dann in die Hochstraße und hielt endlich still vor einem Gebäude, das sich zwischen den umliegenden Bürgerhäusern und mit seinen Thürmen und glänzenden Wetterhänen als eine ritterliche Wohnung kennzeichnete.

Man mußte ihn drinnen bereits gehört haben, denn das große Einfahrtsthor wurde weit geöffnet. Im innern Hofraum stieg der junge Ritter ab, übergab sein Pferd dem Stallknecht und fragte dann einen andern Diener, der ihn als »Junker Walter« begrüßt hatte:

»Stephan, ist meine Mutter zu Haus?«

»Nein, Junker«, war die Antwort, »die gnädige Frau

ist mit Jungfrau Aleidis zur St. Walburgiskirche gegangen, der Gottesdienst muß dort sogleich beendet sein.«

»Es ist gut.«

»Haben der Junker Walter sonst nichts zu befehlen?«

»Nichts; ich wünsche allein tu sein.«

»Er trat in das Haus, begab sich in sein Gemach und setzte sich auf einen Stuhl in der Nähe des Fensters.

Nach einer Weile tiefen Sinnens stand er auf und lief unruhig in dem großen Zimmer hin und her; in seinen Zügen, in all' seinen Bewegungen drückte sich Ungeduld und Aufregung aus.

Bald wurde es ihm zu eng im Haus, er eilte in den schattigen, von hohen Mauern eingeschlossenen Garten, der sich bis an die Bogardstraße ausdehnte. Jetzt trat zuweilen ein Lächeln auf seine Lippen, seine Blicke schweiften wie suchend umher und schienen an etwas Lieblichem zu haften, das sein Herz höher schlagen machte.

Doch die Unruhe seines Gemüthes bemeisterte ihn auch hier und er trat wieder in dass Zimmer zurück, wo er seinen Platz am Fenster wieder einnahm.

Gleich daraus veranlaßte ein Geräusch an der Thür ihn indessen, aufzustehn und bevor er noch einen

Schritt ihnen entgegen thun konnte, traten zwei Damen ein, eine alte und eine junge, und fielen ihm mit lautem Jubel um den Hals.

»Walter, mein bester Walter!« rief die Edelfrau von Hameide, — denn sie war es, — »wie habe ich mich nach Dir geseht. Und wie herzlich wünsche ich Dir Glück! Die hohe Gunst unseres gnädigen Fürsten verheißt Dir die ehrenvollste Laufbahn!«

»Unser ganzes Geschlecht ist in Dir geehrt«, fügte Jungfrau Aleidis bei, »schon jetzt läßt sich das erkennen.«

»Ihr wißt also schon, was mir gestern auf der Jagd geschehen ist?« fragte der Ritter; »das verwundert mich.«

»Wie so? Waren doch Viele dabei anwesend«, versetzte die Edelfrau. »Der junge Ingelmünster wiederholte uns die eigenen Worte des Herzogs, welche so schmeichelhaft für Dich, so erfreulich für uns alle sind. Dir wird die Auszeichnung zu Theil, dem Gefolge der königlichen Braut eingereiht zu werden. Schwillt Dir die Brust nicht in stolzer Freude?«

»Ja, ja, Mutter, es ist allerdings eine große Gunstbezeugung«, murmelte Walter ziemlich gleichgültig.

»Und der kostbare Rings den Du gewonnen hast, trotz der Anstrengungen so vieler Ritter!« rief Aleidis; »er wird unserm Geschlechte als ewiges Andenken verbleiben«

Sie griff nach der Hand des Bruders und fragte überrascht:

»Nun, wo ist denn der Ring, den Dir der Herzog gab?«

»Ich habe den Ring noch nicht«, versetzte Walter, »unser gnädiger Herr mußte, um wichtiger Staatsangelegenheiten willen, die Jagd verlassen, bevor der Hirsch getödtet war, doch sagte er mir, er würde mich heute rufen lassen, um mir mitzuteilen, welche Dienste ich der hohen Braut zu leisten habe; dann wird er mir ohne Zweifel zugleich den Ring überreichen.«

»Komm Kinder, setzen wir uns dort an das Fenster und plaudern ein wenig über diese so angenehmen Sachen«, sagte die Edelfrau. »Doch was hast Du nur, lieber Walter, Du schaust so sorgenvoll drein, läßt denn das Glück Dich gleichgültig?«

»Ich bin etwas müde«, antwortete er, »es wird schon besser werden.«

»So erzähle uns nun einmal ausführlich, was der Herzog sagte und was Du erwidertest«, begann Frau

von Hameide, als sie neben einander Platz genommen hatten, »und von der Jagd! Wie Du allen Mitbewerbern den Vorrang abgewannst und den Hirsch erlegtest.«

»Ach, es ist mir so wirr im Kopf, Mutter, laß mich zuerst ein wenig ruhn. Später will ich Dir Alles erzählen.« »Wir haben Dich gestern den ganzen Nachmittag vergebens erwartet«, sagte Aleidis mit leisem Vorwurf. »So oft sich in der Straße etwas regte, sprang ich auf, um Dir Dir entgegen in eilen, aber Du kamst nicht!«

»Auch mir war Dein Ausbleiben schmerzlich«, stimmte die Mutter zu, »Du konntest doch wohl denken, wie Deine Mutter, die Dich liebt wie das Licht ihrer Augen, sich sehnen müsse Dich zu umarmen und Deine Freude zu theilen.«

»Freilich Mutter«, versetzte er nach einigem Zögern, »und ich verlangte auch dringend genug, nach Brügge zu reiten und der Erste zu sein, der Dir die frohe Botschaft überbrachte, doch hielt mich Etwas zurück, das Dich nicht wenig wundern wird: der Herzog will mich morgen oder übermorgen in meiner Burg Hersberg besuchen.«

»Wirklich?« riefen seine beiden Zuhörerinnen und eine stolze Freude glänzte in ihren Augen. »Einem

höheren Beweis seines Wohlwollens konnte unser gnädigster Herr Dir nicht wohl geben, »Du bist auf dem Wege sein ausgesprochener Günstling zu werden! Da müssen wir gewiß auch in Hersberg anwesend sein.«

»Nein, nein, es handelt sich nur um einen ganz vorübergehenden Besuch gelegentlich der Jagd. Der Herzog hat mir strenge untersagt, durch irgend welche Vorbereitungen zu zeigen, daß ich um sein Kommen vorher gewußt habe. Dennoch durfte ich natürlich nicht unterlassen, in Hersberg ein wenig Ordnung zu schaffen und mich persönlich zu überzeugen, daß meine Befehle ausgeführt würden. Dies hinderte mich, gestern Nachmittag nach Brügge zu kommen und die ist es auch, was mir zu denken gibt. Du siehst wohl ein, liebe Mutter, daß ein fürstlicher Besuch keine kleine Sache ist, nicht wahr?«

»Freilich, mein Sohn, doch zugleich eine hochofrefreuliche! Wie viele edle Ritter werden Dich um dieses Glück beneiden, denn jeder weiß es ja, daß unser Herzog nichts weniger als verschwenderisch mit solchen Gunstbezeugungen ist. O wenn Dein guter Vater das erlebte, er, der auf seinen einzigen Sohn all seine Hoffnung setzte und . . . «

»Komm Adolph heute nicht«, unterbrach sie Walter,

der die Worte seiner Mutter nicht gehört zu haben schien.

Überrascht und vorwurfsvoll blickte sie ihn an.

»Entschuldige, liebe Mutter«, sagte er, »ich bin noch so zerstreut, und Adolph muß ich heute Morgen durchaus sprechen, der Besuch des Herzogs und andere wichtige Dinge machen das nothwendig. Sag, kommt er nicht?«

»Sei nur ruhig, Walter«, beantwortete Aleidis seine Frage, »Adolph versprach, schon früh hier zu sein, um Dich zu beglückwünschen, er kann jeden Augenblick eintreffen . . . Inzwischen will ich Dir etwas mittheilen, das Dich erfreuen wird. Unser gnädigster Fürst hat nicht so bald Dir seine Gunst zugewendet, als er auch uns derselben theilhaft machen will. Gestern Nachmittag wurde die Mutter an den Hof berufen und der alten Herzogin vorgestellt; man theilte ihr dann mit, welche Ehrenämter wir bei den Festlichkeiten zu bekleiden haben. Die Mutter wird mit den vornehmsten Edelfrauen der durchlauchtigen Braut bis vor das Kreuzthor entgegengehn und ich, Walter, bin dem Gefolge der Jungfrau Maria von Burgund zugestellt. Das Alles Verdanken wir Dir, Du guter Bruder!«

»Es freut mich von Herzen«, versetzte er; »wenn

nur Adolph nicht so lange bliebe!«

»Und weißt Du, wer gestern Abend hier war, unter dem Vorwande mir Glück wünschen zu wollen?« fragte Frau von Hameide mit einem Lächeln.

»Gewiß Frau von Roode mit ihrer Tochter.«

»Ohne ihre Tochter, Walter; kannst Du den Zweck ihres Kommens nicht errathen?«

»O, der gilt mir gleich«, murmelte der junge Ritter.

»Das ist nicht recht von Dir, mein Sohn das Fräulein ist Erbin unermesslicher Güter und von feiner Bildung, selbst wenn der Herzog Dich zu dein Gipfel seiner Gunst erhöbe, ließe sich keine vortheilhaftere Verbindung für Dich denken. Ida von Noode hegt eine innige Neigung zu Dir, es kostet Dich nur ein Wort, so ist sie Deine Braut.«

»Ach Mutter, ich habe den Kopf zu voll, um an so etwas jetzt zu denken.«

»Aber Du mußst doch einmal heirathen, Walter.«

»Gewiß, später, liebe Mutter, später.«

»Es wird Zeit, mein Sohn, der Lenz Deines Lebens geht allmählich vorüber.«

»In einigen Monaten will ich die Sache ernstlich erwägen, einstweilen sprich nicht mehr davon, ich bitte Dich Mutters.«

»Gib Acht, wir erleben noch, daß ich vor Dir in den

heiligen Ehestand eintrete!« rief Aleidis lachend. »Ja, Walter, sieh mich nur nicht so verwundert an. Adolph verlangt nichts sehnlicher und wenn die Mutter nicht glaubte, daß ich noch zu jung sei . . . Ach Gott sei Dank, da höre ich, daß man das Thor öffnet, endlich kommt er!«

Gleich darauf trat der Erwartete ein, begrüßte die Anwesenden und ergriff dann Walters Hand.

»Wie herzlich wünsche ich Dir Glück, Freund Walter«, rief er, »der Herr von Liedkirch hat mir Alles erzählt, er war ja zugegen, als unser Herzog Dir in so überraschender Weise sein Wohlwollen bezeugte, nicht wahr?«

»Ich danke eben so herzlich für Deine Theilnahme, Adolph«, versetzte der Junker von Hameide, »ja, Liedkirch hat nichts übertrieben, der Herzog erwies mir große Gunst.

Adolph näherte sich nun der Schwester seines Freundes.

»Wie innig auch Du Dich freuen wirst, meine liebe Aleidis«, sagte er, »liebst Du Deinen Bruder doch so sehr, daß ich mit Recht eifersüchtig auf ihn sein könnte.«

Die Jungfrau wollte etwas erwidern, doch Walter ließ ihr dazu keine Zeit.

»Mutter, Schwester nehmt es mir nicht übel, daß ich mit Adolph in den Garten gehe; ich muß nothwendig mit ihm reden, über wichtige, den Dienst des Herzogs betreffende Angelegenheiten, die ich sonst niemanden anvertrauen darf . . . Kommst Du mit Adolph?«

»Kaum ist er da, so nimmst Du ihn uns wieder fort und gehst selbst«, murmelte Aleidis, »wird die Unterredung lange währen?«

»Nur wenige Augenblicke; wir sind sogleich wieder da.

»Verwundert über den Ernst und das geheimnißvolle Wesen seines Freundes folgte Adolph ihm ohne ein Wort zu sprechen bis in die Mitte des Gartens wo ein Tisch, von Bänken umgeben in einer schattigen Laube stand.

Sie nahmen neben einander Platz.

»Hat der Herzog Dich wirklich beauftragt, mir etwas wichtiges mitzutheilen?« fragte Adolph.

»Nein nein, ich brauchte das nur zum Vorwande«, war die Antwort.

»Der Herzog Will mich morgen oder übermorgen in meiner Burg besuchen.«

»Ich habe bereits davon gehört, Du bist ein Glücksvogel sonder Gleichen.«

»Ja, aber siehst Du denn nicht ein, daß dieser

Besuch mir gerade jetzt sehr ungelegen kommt?«

»Allerdings«, erwiderte Adolph lächelnd, »Du fürchtest, der Fürst könnte entdecken, welchen Vogel Du dort gefangen hältst. Wenn das Mädchen aber freiwillig in Deiner Burg bleibt . . . «

»Freiwillig? Das ist ja gerade das Unglück, sie ist starrköpfig wie ein Mann. Alles habe ich angewendet sie gefügig zu machen: prächtige Kleider und Juwelen, köstliche Speisen und Leckereien, — nichts fruchtete . . . Gestern Abend versuchte ich nur ihre Hand zu fassen, da zog sie ein Messer aus ihrem Mieder hervor und würde es mir ins Herz gestoßen haben, wenn ich nicht zurückgesprungen wäre, wie sie zu dem Messer gekommen ist, weiß Niemand, vier Diener waren kaum im Stande, es ihr gewaltsam zu entreißen.«

»Ja, so ist diese Menschenklasse«, bemerkte Adolph, »trotzig und stolz bei aller Verkommenheit und altem Elend. Ich habe viele dieser Stallhocker auf meinem Gebiet; man thut am besten, sie in Frieden zu lassen, sie könnten aus Rache sonst die Waldungen in Brand stecken oder hinter Hecken und Zäunen meine Diener ermorden . . . «

»Seit ihrer Ankunft in Hersberg hat sie noch nichts genossen«, unterbrach ihn Walter; »wie sie es so lange

aushält, begreife ich nicht. Wenn sie nun stürbe, Adolph?«

»Das wäre eigentlich das beste, was sie thun könnte, für sich selbst sowohl wie für Dich; Ihr wäret dann Beide erlöst.«

Eine ungeduldige Bewegung seines Freundes erschreckte ihn fast.

»Hast Du mir denn nicht selbst gesagt, Walter, daß die Entführung dieses Bauernmädchens nur eine vorübergehende Laune von Dir war?« fragte er.

»Freilich habe ich das gesagt, aber jetzt ist es nicht mehr so; gerade ihr Widerstand reizt mich und verletzt meinen Stolz; nicht einmal ihre Hand wagte ich zu berühren, so lange sie in meiner Burg ist, ich begreife nicht, wie dieses Mädchen einen solchen Einfluß auf mich gewinnen konnte, nur mit einer gewissen Scheu nahe ich mich ihr, und ich zitt're vor ihrem zornigen Blicke.«

»Scheu vor einer Bauerndirne! Sollte man es für möglich halten?« lachte Adolph, »der mannhafte edle Ritter Walter von Hameide zittert vor den Blicken einer elenden Stallhocker-Tochter? Am Ende bist Du gar in sie verliebt?«

»Du spottest, Freund Adolph; im Ernst kannst Du mich doch nicht für fähig halten, ein so niedrig

geborenes Geschöpf zum Gegenstand einer ernsten Leidenschaft zu erwählen«

»Was ist denn mit Dir?«

»Das weiß ich selbst nicht, ich fühle nur, daß die Empfindung von der ich Dir sagte, stärker ist als mein Wille . . . Und nun muß auch der Herzog sich noch bei mir anmelden! Der Besuch beunruhigt mich unsäglich, mein Herz ist mit Sorge erfüllt.«

»Nun, so setze das Mädchen einfach vor das Thor Deiner Burg und laß sie in Frieden ihres Weges gehn.«

»Unmöglich Adolph! Ehe ich sie verliere, opfere ich die Hälfte meiner Güter!« rief der Junker von Hameide lebhaft.

»Steht es so? Ja, dann bleibt Dir nichts übrig, als den Besuch des Fürsten ruhig zu erwarten«, sagte Adolph.

»Verbirg die Gefangene in einem abgelegenen Keller Deiner Burg.«

»Bei dem Geräusch, das mit der Anwesenheit der Gäste nothwendig verbunden ist, könnte sie um Hilfe rufen, der der Herzog könnte sie entdecken . . . «

»Und er würde einfach über die Geschichte lachen! Ich bitte Dich, welches Interesse kann ein Bauernmädchen ihm einflößen? Wenn es noch eine Bürgertochter wäre, aber das Kind eines

Stallbewohners!«

Walter schüttelte bekümmert den Kopf.

»Wenn der Herzog das Mädchen sähe, würde er jeden falls von Mitleid bewegt«, sagte er. »Du glaubst nicht, Adolph, welchen Ausdruck diese schwarzen Augen haben, vor allem jetzt, in dem bleichen, traurigen Gesichtchen.«

»Aber was könnte der Herzog schlimmsten Falles thun? Dir befehlen, die Dirne zu ihrem Vater zurückkehren zu lassen. Gut, dann gehorchst Du und damit ist alles abgemacht.«

»Dieser Gefahr will ich entgehn. Um keinen Preis lasse ich sie von mir, der Herzog darf sie nicht sehn.«

»So verbirg den Vogel in einem anderen Käfig.«

»Endlich hast Du mich verstanden, Adolph, das ist in der That für mich die einzige Möglichkeit, den Besuch des Herzogs ruhig zu erwarten, doch bedarf ich dazu der Hilfe eines treuen Freundes und natürlich habe ich da an Dich zuerst gedacht.

»An mich? Was willst Du damit sagen?« murmelte Adolph, nicht eben angenehm überrascht. »Du wirst doch nicht verlangen, das; ich mich mit der Dirne befasse.«

»Ich bitte Dich, das Mädchen nach Eerneghem auf Deine Burg zu bringen und dort zu behalten, bis der

hohe Besuch vorüber oder nicht mehr zu erwarten ist. Am fünfundzwanzigsten dieses Monats spätestens wird die königliche Braut Margaretha von York eintreffen und der Herzog dann für lange Zeit an nicht an die Festlichkeiten denken können; ist er nicht in Hersberg gewesen, so kommt er überhaupt nicht mehr, es handelt sich also um höchstens acht Tage. Was sagst Du dazu?«

»Ich? Ich weiß in der That nicht, was ich sagen soll!« stammelte der Junker von Eerneghem verlegen. »Ein entführtes Mädchen in meiner Burg? Ich halte nicht viel von solchen Abenteuern! Was sollen meine Diener davon denken.«

»Sind die Gedanken Deiner Diener maßgebend für Dich? Sag, das Mädchen sei eine Staatsgefangene, man wird ja bald genug sehn, daß sie persönlich Dir völlig gleichgültig ist.«

»Wenn aber zufällig Deine Schwester von der Anwesenheit dieser unedlen Dirne in meinem Schlosse etwas vernähme, Walter? Der Zufall spielt oft wunderbar.«

»Bin ich dann nicht da, um Deine Unschuld zu beweisen und alle Schuld auf mich zu nehmen.«

»Und weint einmal der Herzog . . . «

»Was heißt das nun wieder, Adolph? Seit wann ist

es denn ein Verbrechen, seinen Freunden einen Dienst zu leisten? Wenn es zum schlimmsten kommt, darfst Du frei meinen Namen nennen . . . Willst Du oder willst Du nicht? Sag einfach ja oder nein.«

»Ich will, in Gottes Namen denn, aber ich kann Dir versichern, daß dieser Auftrag mir höchst fatal ist. Der Kerkermeister eines unglücklichen Mädchens sein, das nichts thut als klagen und weinen, und Hungers sterben will! Sie ist zwar von niederer Herkunft, aber ich habe ein weiches Herz.«

»Du brauchst ja nicht in der Burg zu bleiben; gewiß hast Du in der Burg einige Diener auf welche Du Dich verlassen kannst. Befiehl ihnen, die Gefangene streng zubewachen; das ist hinreichend.«

Immer noch blickte der Junker von Eerneghem sinnend vor sich hin, es war nicht zu verkennen, daß er sich ungern dem an ihn gestellten Ansinnen unterzog.

»Du bereust wohl schon Dein Versprechen«, grollte Walter, ich habe wie es scheint, geirrt als ich Deinem Muth, Deiner Zuneigung zu mir vertraute. Wohlan, sprechen wir nicht mehr davon, ich will mich an einen andern meiner Freunde wenden.«

»Nein, nein, es bleibt dabei«, rief Adolph erschreckt durch Walters Drohung, »achte nicht auf mein

Bedenken, ich werde mich der Aufgabe mit Eifer und Treue unterziehn.«

Walter drückte dem Freunde herzlich die Hand und sagte:

»Ich danke Dir Adolph, Deine Einwendungen hatte ich vorausgesehn, denn Du bist in solchen Dingen fast so zartfühlend wie eine Jungfrau; zugleich aber war ich überzeugt, daß ich nicht vergeblich auf Deine Anhänglichkeit gerechnet hatte.«

»Du wünschst also, daß ich das Mädchen in meine Burg führe; wann soll das geschehn?«

»Heute noch, bevor es Nacht wird, denn morgen schon kann der Herzog nach Hersberg kommen. Ich meine Du müßtest, nachdem Du einen Theil des Morgens um keinen Argwohn zu erregen, bei meiner Mutter und Schwester verbracht, Dein bestes Pferd satteln lassen und schleunigst nach Hersberg reiten. Meine Diener wissen nichts von meinen Plänen, doch habe ich dem Hausmeister gesagt, daß falls der Junker Adolph von Eerneghem heute in der Burg erschiene, Jeder seinen Befehlen zu gehorchen hätte, als wenn sie aus meinem eignen Munde kamen, das genügt. Last Dich von vieren meiner bewaffneten Diener begleiten, wenn Du das Mädchen fortschaffst und sende in meinem Namen einen Boten voraus mit dem Befehl,

den verdeckten Wagen bereit zu halten.«

»Hast Du mir sonst noch etwas aufzutragen, Walter, so beeile Dich«, sagte Adolph, »denn ich sehe dort hinten Aleidis kommen, die mir durch allerlei Zeichen ihre Ungeduld kund gibt.«

»Noch eine einzige Bitte: »Deine Gefangene ist zwar nur ein gewöhnliches Mädchen, aber das Interesse, das sie mir einflößt, gibt ihr wohl auch in Deinen Augen einigen Werth, Du wirst sie anständig behandeln und behandeln lassen, nicht wahr? . . . Gut, ich danke Dir noch einmal. Winke jetzt meiner Schwester, daß sie zu uns in den Garten kommt; laß Dir nichts merken, sondern zeige Dich so heiter wie gewöhnlich, ich werde das gleiche thun und es wird mir nun wohl gelingen, da ich diese drückende Sorge vom Herzen habe.«

Aleidis trat jetzt mit ihrer Mutter in den Garten und fragte fröhlich:

»Sind die Herren endlich fertig mit ihren langweiligen Staategeheimnissen? Das ist ein Glück, da wird man nun wohl auch von angenehmeren Dingen ein wenig plaudern dürfen.«

Die Damen nahmen den Rittern gegenüber Platz.

»Ja, plaudern wir ein wenig von den bevorstehenden Festlichkeiten«, sagte Frau von

Hameide, »man erzählt sich wahre Wunderdinge davon, aber Niemand weiß etwas Gewisses. Hast Du auf der Jagd nichts gehört, Walter?«

»Nichts, Mutter, als unverbürgte Einzelheiten; der Eine sagt dies, der Andere das.«

»Und Tu, Adolph?«

»O ich weiß desto mehr«, antwortete der Junker. »Gestern Abend war ich in Geschäften bei dem Herrn Joseph von Halewyn und kurz nach mir ließ der alte Herr von Gruthausen sich melden, der wie Ihr wißt, das besondere Vertrauen des Herzogs genießt. Er wurde nicht müde von dem Glanz und der Herrlichkeit zu erzählen, die sich in den nächsten Tagen offenbaren wird. Man hält diese Dinge einstweilen noch so viel als möglich geheim, um die edlen Gäste nachher um so mehr zu überraschen.«

»Ach Adolph, bitte, theile uns etwas davon mit«, bat Aleidis, deren Neugierde in hohem Grade rege geworden war.

»Versprichst Du mir, Andern gegenüber zu schweigen?«

»Ja, ganz gewiß, Du darfst Dich darauf verlassen.«

»Alles kann ich nicht erzählen«, begann der Junker, »es würde zu weit führen; das Vorzüglichste sollt ihr indessen erfahren, also hört mir zu. Unsere neue

Herzogin wird durch das Kreuzthor ihren Einzug halten und dann durch die ganz mit seidenen und golddurchwirkten Teppichen behangene Lange-Straße ziehn, von Zeit zu Zeit an bildlichen Darstellungen vorüber, die auf die Vermählung des hohen Paares Bezug haben, zum Beispiel wie Gott im Paradiese dem Adam die Eva zuführt, wie die schöne Kleopatra dem Kaiser Antonius ihre Hand reicht und andere mehr. — Das Turnier soll Alles, was man in dieser Art je gesehen hat, an Pracht übertreffen. Mitten auf dem Markte wird ein Baum stehn mit goldenem Stamm und goldenen Blättern, zu dessen Füßen ein gefesselter von einem Zwerge bewachter Riese liegt. Ein Bote bringt dann einen Brief von der Königin der unbekanntenen Inseln, worin demjenigen Ritter der Preis des Kampfes versprochen wird, welcher den Riesen befreit. Adolph v. Cleve, Herr von Ravenstein wird der erste sein, der das Abenteuer zu bestehen wagt.«

»O mich dünkt ich sehe schon Alles«, rief Aleidis, freudig in die Hände klatschend, »die hunderte von Rittern mit ihren glänzenden Waffen, auf den muthigen schaumbedeckten Pferden! Und auf den Tribünen rings um den Markt die Edelfrauen, wie ein Meer von Atlas, Damast und Goldstoff, besät mit Rubinen und Diamanten!«

»Das alles ist aber noch nichts gegen die Wunder,

welche während des Hochzeitmahles das Auge blenden werden«, fuhr Adolph fort. »In dem großen Saale wird ein Einhorn erscheinen, das einen Leopard auf dem Rücken trägt. Die beiden Thiere sollen so treu nachgebildet sein als wenn sie lebten und sollen alle Glieder ganz natürlich bewegen, der Leopard überreicht dem Herzog eine Blume, die wir Maßliebchen, die Franzosen Marguerite nennen, also eine Anspielung auf die durchlauchtige Braut dann tritt ein goldener Löwe ein, der seinen Rachen öffnet und schließt und der jungen Herzogin zu Ehren ein Lied singt. Sobald er den Saal verlassen hat, erscheint ein Wallfisch von wenigstens sechzig Fuß Länge von zwei Riesen begleitet; der Wallfisch bewegt den Schwanz und die Flossen, und öffnet dann das Maul um zwölf singende Meernixen und zwölf tanzende Seeritter auszuspeien . . . «

Die Edelfrauen lauschten der Beschreibung mit solcher Andacht, daß sie kaum zu athmen wagten, Aleidis Augen hingen an den Lippen des Erzählers, um nur ja kein Wort zu verlieren.

»Und nun kommt noch das Schönste«, begann Adolph wieder, doch wurde er durch einen herbeieilenden Diener unterbrochen, welcher mit lauter Stimme meldete:

»Ein Bote des Herzogs!«

In der That folgte dem Diener ein Mann, der einen Heroldstab in der Hand trug und nach einer tiefen Verbeugung mit einer gewissen Feierlichkeit sagte:

»Im Namen unseres durchlauchtigen Herrn Karl, Herzogs von Burgund und Brabant, Grafen von Flandern! Der Junker von Hameide wird hiermit aufgefordert, sofort bei Hofe zu erscheinen!«

Nachdem er diese Botschaft ausgerichtet hatte, verbeugte er sich wieder und ging.

»Ich muß eilen, Mutter«, sagte Walter erregt.

»Du kommst doch hierher zurück, nicht wahr?«

»Ohne Verzug, so bald ich kann.«

»Und Du zeigst mir den kostbaren Ring«, rief Aleidis, »und erzählst mir auch was der Herzog gesagt hat!«

»Ja, Schwesterchen; er wird zu weit sein, sonst steckte ich ihn an Deinen Finger. Lebt nun alle wohl bis sogleich.«

Als er dem Thor des Gartens zuschritt, winkte er seinem Freunde, drückte ihm noch einmal die Hand und sagte:

»Ich darf auf Dich zählen, Adolph?«

»Wie aus Dich selbst! Sei ganz ruhig.«

»Auf Wiedersehn denn bis morgen.«

Und eilig schritt er dem Schlosse zu.



IV.

Herzog Karl saß ganz allein in einem der Gemächer seines Palastes; er stützte den Ellenbogen auf die Hand. Schwere Gedanken über Sachen die ihm unangenehm waren, mußten ihn beschäftigen, denn ein bitt'res Lächeln zuckte von Zeit zu Zeit um seine Lippen.

Das Zimmer, in dem er sich befand, war nur von mäßiger Größe und seine Einrichtung ließ vermuthen, daß hier der Ort sei, wo der Fürst nachdem er seine offiziellen Geschäfte erledigt, in ungestörter Einsamkeit und Stille über wichtige Angelegenheiten nachzudenken pflegte.

Alte Tapeten, Szenen ans der griechischen Geschichte darstellend, bedeckten die Wände, im übrigen aber war die Ausstattung des Gemaches von strenger Einfachheit und ohne jeglichen Schmuck. Denn während der Herzog Karl bei öffentlichen Gelegenheiten von seinen Höflingen und allen Rittern, die ihm naheten, die größte Schaustellung von Pracht verlangte, war er selbst in seiner Kleidung sowohl wie in allen Dingen, die zu seinem persönlichen Gebrauche dienten, äußerst einfach. Diese für einen

der reichsten mächtigsten Fürsten seines Jahrhunderts ungewöhnliche Handlungsweise hatte er mit dem französischen König Ludwig XI. gemein, — vielleicht auch ahmte er sie jenem nach.

Nur ein einziger Gegenstand befand sich in dem Zimmer, der durch Schönheit und künstlerische Form einige Aufmerksamkeit beanspruchen konnte. Es war dies eine Uhr aus kostbarem Metall gearbeitet und mit Edelsteinen verziert, die neben dem Kantine an der Wand hing und deren Ketten und Gewichte bis fast auf den Boden reichten. Die Statue eines Schmiedes mit entblößten Armen und schwerem Hammer stand vor dem glänzenden Zifferblatt; der Amboß mußte eine silberne Schaaale verbergen, denn als der Schmied bei der Stunde, die eben jetzt abgelaufen war, mit seinem Hammer darauf schlug, erklang jedesmal ein metallener, zitternder Ton durch den Raum.

Der Herzog richtete den Blick auf dieses Kunstwerk, der träge Schritt der Zeige schien ihn ungeduldig zu machen.

Da öffnete sich die Thür und ein Diener trat ein.

»Nun Martin«, fragte der Fürst, »kommt denn Meister Anton noch immer nicht?«

»Ew. Hoheit wollen entschuldigen«, war die Antwort, »Meister Anton sucht noch die Bücher und

Schriften, welche Ew. Hoheit zu sehen verlangen, er wird im Augenblick hier sein.«

»Es ist gut; gib mir nur meinen Talar und setze in mir das Barett auf, denn es ist bereits neun Uhr und ich muß eine gute Weile ungestört mit Meister Anton sprechen . . . Nein, diesen nicht, sondern den aus schwarzem Damast, mit Hermelin verbrämt.«

Der Diener gehorchte schweigend.

»Reiche mir nun das goldene Vlies. — Sobald Meister Anton kommt, führe ihn herein und halte Wache an der Thür, damit uns Niemand unterbreche.«

Er hatte diese Worte kaum vollendet, als ein ebenfalls schwarzgekleideter alter Mann mit grauem Haar und bleichem abgemagertem Gesichte sich in der Thür zeigte. Er trug ein dickes Bündel Papiere unter dem Arm.

Meister Anton Miquel war es, der erfahrene Rechtsgelehrte und vertraute Berather des Herzogs Karl, der ihn wegen seiner strengen Gerechtigkeit und unbegrenzten Offenherzigkeit sehr schätzte.

Von unedlen Eltern geboren hatte er durch sein gründliches Wissen die Gunst des Fürsten in so hohem Maaße man erworben, daß viele Ritter ihn bitter darum beneideten. Sie sahen außerdem in ihm die Ursache, daß der Herzog geneigt schien, den

Lehensherren zu Gunsten der Bürger und Bauern mancherlei Vorrechte zu nehmen, die sie unter dem Vorigen Landesherrn unbestritten genossen hatten.

»Nun Meister, setzt Euch zu mir da an den Tisch«, der sagte der Fürst, »ich habe eine Frage an Euch zu richten.«

Der Greis nahm auf dem ihm angewiesenen Sessel Platz.

»Sagt mir einmal, Meister, was ist die gesetzliche Strafe eines Mordes?«

Anton Miquel blickte den Herzog mit einem Lächeln an, das ausdrücken zu wollen schien:

»Ein Hoheit wissen das ja eben so gut wie ich«

»Antwortet!« befahl der Fürst.

»Die gesetzliche Strafe des Mordes, Herr? Der Tod!« murmelte der Rechtsgelehrte.

»Also wer einem Andern das Leben nimmt, verscherzt das eigne Leben?«

»Ja gnädiger Herr;« dieser Grundsatz herrscht seit Jahrhunderten bei der Mehrzahl der Völker und ist selbst in der hl. Schrift begründet durch den Spruch: Wer Blut vergießt, dessen Blut soll wieder vergossen werden.«

»Aber es gibt vielleicht Grafschaften oder Städte welche für gut befunden haben, die Strenge dieses

Urtheilsspruches durch ein Gesetz zu mildern. Was bestimmt zum Beispiel das Recht der Stadt Brügge darüber?«

Meister Anton blätterte eine Zeitlang in den Schriften, welche er mitgebracht hatte.

»Ich habe hier vor mir die Rechtsordnung, welche Graf Philipp von Flandern im Jahre 1190 seiner guten Stadt Brügge verliehen hat und welche noch heute die Grundlage der öffentlichen Rechtspflege in diesem Theile des Reiches bildet«, sagte er dann. »In Artikel XVI dieser Urkunde lese ich: *Qui vero occiderit hominem, caput pro capite edet: Wer aber einen Menschen tödtet, büßt dafür mit seinem Kopfe.*«

»Wie kommt es dann aber, Meister Anton, daß wenn ein edler Ritter einen Mann aus dem Volke getödtet hat, man hier zu Brügge und vielleicht in ganz Flandern den Übeltäter nur zu einer Geldstrafe und zu einer ebenfalls in Geld zu zahlenden Sühne an die Angehörigen seines Opfers verurtheilt?«

»Das ist ein schweres Unrecht«, antwortete Miquel, »ein Mißbrauch, der in der drückenden, stets zunehmenden Übermacht der Lehensherrschaft seinen Ursprung hat. Die Sittenlosigkeit, welche während der fünfzigjährigen Regierung Eures in Gott ruhenden Vaters eingerissen ist, — verzeiht meine Kühnheit um

der Wahrheit willen — die Sittenlosigkeit und der Trotz der Lehensherren und Ritter haben das Bild der Gerechtigkeit verdunkelt, sowohl bei denen, welchen es obliegt, das Unrecht zu strafen wie bei denen, die es ausüben und die darunter leiden.«

»Der einfache und reine Inhalt des Gesetzes verbietet also, bei Verbrechen einen Unterschied zwischen Edeln und Unedlen zu machen?«

»Allerdings, gnädiger Herr; bei solchen greulichen Verbrechen gegen das Leben des Nächsten ohne allen Zweifel, da heißt es einfach: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Gott ist der Vater *aller* Menschen, Ihr, erlauchter Fürst, der Ihr Eurem Volke gegenüber Seine Stelle auf Erden vertretet, seid in gleicher Weise der Vater aller Eurer Unterthanen und schuldet jedem Einzelnen gleiche Gerechtigkeit.«

»O Meister Anton«, rief der Fürst mit kaum bezwungenem Ärger, »ich bedarf solcher Unterweisungen nicht! Ja, ich bin der Vater aller meiner Unterthanen und wenn Gott mich lange genug leben läßt, so will ich der ganzen ist Welt zeigen, daß ich das weiß!«

Er blickte eine Weile starr zu Boden und schüttelte dann heftig den Kopf, wie um einen lästigen Gedanken zu vertreiben.

»Also Leben um Leben«, sagte er dann, »und von dieser Regel gibt es unter keiner Bedingung eine Ausnahme?«

Das seltsame Verhalten des Fürsten, seine dringende Weise zu fragen, erfüllte Meister Anton mit Erstaunen; er suchte den Schlüssel des Räthsels zu finden und sann einen Augenblick nach.

»Ihr schweigt?« fragte der Herzog, »nun?«

»Mit Eurer gnädigen Erlaubniß, Herr: es gibt keine Regel ohne Ausnahme!«

»So! Also auch Ihr!« murmelte der Fürst mit einem strengen Blick auf den Juristen.

»Leben um Leben, genau wie Ew. Hoheit gesagt hat«, antwortete Meister Miquel, »aber indem das Gesetz den Missethäter zum Tode verurtheilt, setzt es voraus, daß er die mit freiem Willen und in böser Absicht handelte. Wenn er zum Beispiel tödtete um sein eigenes Leben zu vertheidigen, oder aus Unvorsichtigkeit, im Kriege, als Scharfrichter oder auf Befehl seiner rechtmäßigen Vorgesetzten, so wäre er natürlich nicht strafbar, denn . . . «

»Aber das ist ja eine bekannte Sache«, unterbrach ihn der Fürst, »es gibt nur eine wirkliche Ausnahme und die vergeßt Ihr anzuführen, ich meine, wenn der Landesherr den Mörder begnadigt.«

»Freilich dann!«

»Haltet Ihr eine solche Einmischung des Fürsten für gesetzlich?«

»Ja, gnädiger Herr, vollständig Gott der Herr hat den Königen und Fürsten die Gewalt verliehen, die Schuldigen von den Strafen, welche die menschlichen Gesetze bestimmen, zu befreien. Das ist, wie Ew. Hoheit zu sagen geruht, die einzige wirkliche Ausnahme.«

»Nun noch eine Frage, Meister, und unsere Berathung ist zu Ende; ich muß um zehn Uhr die Gesandten des deutschen Kaisers empfangen, und der Schmied hebt bereits den Hammer auf . . . Was sagt das Gesetz in Bezug auf Frauenraub?«

Der Greis schlug ein anderes Buch auf und antwortete:

»Hier habe ich die Urkunde, deren Inhalt Ihr selbst, durchlauchtiger Fürst und Herr, am 15. März zu Brüssel habt verkündigen lassen Artikel XII. lautet im Wesentlichen wie folgt:

»Wer eine Frau oder Jungfrau gegen ihren Willen entführt, ist sammt seinen Helfershelfern des Lebens verlustig.«

Der Schmied schlug zehnmal auf den Amboß, zehn reine Silberklänge tönnten durch das Gemach.

»Ich danke Euch Meister Anton«, sagte der Herzog, folgt mir nun in den Thronsaal; nach dem feierlichen Empfang der deutschen Gesandten begeben wir uns in den rothen Saal und dort wird Euch klar werden warum ich genau zu wissen wünschte was Gerechtigkeit gewissen schweren Verbrechern gegenüber von mir fordert.«

Der Herzog verließ das Gemach und trat in einen langen gewölbten Gang.

Kaum hatte man sein Erscheinen von weitem bemerkt, als Posaunen und Trompeten erschallten. Am Ende des Ganges sah man ein buntes Getümmel voll Rittern und Dienern, welche sich eilig anschickten dem Fürsten die gebührende Ehr zu erweisen.

Ein Herold rief mit lauter Stimme:

»Unser erhabener Herr, der Herzog!«

Der Fürst schritt durch die tiefgebeugte Menge einem großen Saale zu, dessen Wände, Pfeiler und Decke mit prächtigen Tapeten, künstlichem Schnitzwerk und goldenen Zierrathen geschmückt waren.

In der Tiefe des Saales erhob sich der aus rothem Damast und Goldstoff errichtete Thronhimmel; zwei schwarze Löwen, die Wahrzeichen Flanderns, bildeten

die Armlehnen. An ihrem Halse glänzte das Zeichen des goldenen Vlieses und auf der Brust trugen sie einen Schild mit dem Wahlspruch des Herzogs: »Ich hab's gewagt!«

Zu den beiden Seiten des herzoglichen Thronsessels hatten die Mutter des Herzogs, Isabella von Portugal, und die elfjährige Maria von Burgund bereits Platz genommen; auf den niedrigeren Stufen standen die Edelknaben und vornehmsten Diener des Herzogs und einige Ehrenfräulein der fürstlichen Damen.

Prächtig gekleidete Höflinge und Ritter erfüllten den Saal, Diener und Leibwachen mit Hellebarden standen an seinem Eingang.

Als der Herzog den Thron erstiegen und sich niedergesetzt hatte, gab er ein Zeichen mit der Hand und wieder hoben Posaunen und Trompeten an zu schmettern. Unter ihren Klängen traten die Abgesandten des deutschen Kaisers ein, mit einem Gefolge von wenigstens 50 edlen Rittern und Herren von jenseits des Rheins.

Der Herzog ging dem Stellvertreter des Kaisers bis an an die Stufen des Thrones entgegen, drückte ihm die Hand und bewillkommte ihn mit großer Freundlichkeit.

Nachdem er dann die Begrüßungen und

Glückwünsche zu seiner Vermählung welche der Kaiser an ihn richtete, entgegengenommen, begann er vertrauter mit den Gesandten zu reden und ließ sich die vornehmsten Herren ihres Gefolges vorstellen. Auch die Herzogin Mutter und die Prinzessin Maria von Burgund empfingen die Huldigungen und der fremden Ritter und wechselten mit ihnen einige höfliche Redensarten.

Endlich, als die Audienz etwa eine halbe Stunde gedauert hatte, beurlaubten sich die kaiserlichen Gesandten bei dem flämischen Herrscher und verließen mit ihrem Gefolge den Saal.

Die fürstlichen Damen und die meisten Anwesenden thaten dasselbe, während der Herzog von nur wenigen Rittern begleitet durch eine Seitenthür verschwand.

Er begab sich nun in einen kleinen Saal, in dessen Ausschmückung die dunkelrothe Farbe vorherrschte. Ein Tisch mit Schreibmaterial stand in der Mitte desselben umgeben von Stühlen, darunter einer mit vergoldeter Rückenlehne und rothen Polsterkissen.

Auf diesen Sessel ließ sich der Herzog nieder und seiner einladenden Handbewegung folgend nahmen Meister Anton Miquel, der Hofmarschall, der Oberrichter und ein Secretair an dem Tische Platz.

Und Nachdem der Herzog einen Blick auf die Ritter und auf die Diener geworfen hatte, die längs der Wände des Saales, sowie auf die Leibwachen, die am Eingange standen den, winkte er einen Thürhüter herbei und sagte:

»Geh in den Vorsaal und sieh ob der Junker von Hameide da ist.«

»Er ist da, gnädigster Herzog«, lautete die Antwort.

»Gut, so führe ihn herein.«

Walter von Hameide trat in den Saal und näherte sich bis auf eine gewisse Entfernung dem Tische, unter wiederholten Verbeugungen. Er schien guten Muthes zu sein, sein schönes, männliches Gesicht trug den Ausdruck froher Erwartung. Die Ritter die ihn kannten, lächelten ihm zu oder kennzeichneten durch Winke und Gebärden ihre Theilnahme an seinem Glück, wiewohl manche von ihnen in ihrem Herzen den Günstling des Herzogs nicht wenig beneideten.

»Tretet näher, Junker«, sagte der Herzog, sich von seinem Sessel erhebend, »wir haben Euch ein Versprechen zu erfüllen. Es ist die Pflicht des Fürsten, mit derselben Gewissenhaftigkeit das Gute zu belohnen wie das Böse zu bestrafen. Bei unserer gestrigen Jagd habt Ihr den Hirsch getödtet, reicht nun Eure Hand her, damit wir Euch den Ring anstecken,

den Ihr durch Eure Geschicklichkeit Euch erworben.«

Der Junker gehorchte; und als er den kostbaren Ring mit dein Wappen von Burgund an seinem Finger glänzen sah, da strömte sein Herz über von tiefgefühltem Dank.

»O gnädiger Herr«, stammelte er, »Eure Güte ist zu groß, Gott wolle sie Euch lohnen! Dieser Beweis Eurer Großmuth soll als ein Heiligthum ewig in meinem Geschlechte aufbewahrt werden, und meine Sohne, meine Enkel, falls Gott mir deren verleiht . . . «

»Aber Junker«, fiel der Herzog ihm in die Rede, »irren wir nicht, so trugt Ihr früher einen anderen Ring an diesem Finger.«

»Allerdings gnädiger Herr«, versetzte Walter, einigermaßen betreten ob dieser seltsamen Frage obgleich er an nichts Böses dachte, da der Herzog zu lächeln schien.

»Der Ring trug Euer Wappen, nicht wahr?«

»Ja gnädiger Herr, drei goldene Falken im blauem Felde.«

»Wir wünschen diesen Ring zu sehen. Wo ist er?«

»Ach ich bedaure unendlich, dem Verlangen meines gnädigsten Herzogs in diesem Augenblicke nicht Genüge leisten zu können«, sagte Walter mit

aufrichtiger Betrübniß; »ich habe den Ring verloren.«

»Bei welcher Gelegenheit?«

»Auf der Jagd, gnädiger Herr.«

»War es vielleicht im Wardammer Forst, bei einem einsam gelegenen Häuschen mit einem Brunnen?«

»Das könnte sein, gnädigster Herzog.«

»In dem Häuschen wohnte ein bildschönes Mädchen, nicht wahr?«

Ein Lächeln erhellte des Junkers Züge. Die Ritter reckten den Hals- und lachten gleichfalls, begierig auf den Ausgang eines vielleicht gefährlichen Abenteuers Walters von Hameide; ein strenger Blick des Fürsten aber machte schnell der allgemeinen Heiterkeit ein Ende.

»Mein hoher Herr hat also von meinem unbesonnenen Streich gehört«, sagte der Junker, »und ist gütig genug des lustigen Einfalls zu erwähnen.«

»Lustigen Einfalls? Nun das wird sich finden.«

Und der Herzog, in dessen Augen plötzlich eine tiefe Entrüstung funkelte, fuhr mit erhobener Stimme fort:

»Tretet näher, Ihr Herren, und merkt wohl auf unsere Worte, denn was Ihr jetzt hören werdet ist fortan die Richtschnur unseres Verfahrens. Es ist in dieser Grafschaft Flandern eine That geschehen

welche viele von Euch vielleicht gleich diesem Junker als einen lustigen Einfall, einen unbesonnenen Streich betrachten, den aber wir, als Stellvertreter der göttlichen Gerechtigkeit, nach dem wahren Geiste des Gesetzes beurtheilt wissen wollen. Nicht weil von hier, in einem Walde, wohnte ein Landmann mit einem fleißigen Sohn und einer schönen Tochter, der Hilfe und dem Troste seiner alten Tage. Ein Ritter hat daß unschuldige Mädchen gewaltsam dem heimathlichen Dache entrissen und auf seinem Pferde fortgeschleppt. Der Bruder kam auf das Wehegeschrei der Armen herbeigelaufen, doch der Ritter stieß ihm mit unmenschlicher Grausamkeit sein Schwert in die Brust und tödtete ihn . . . Junker von Hameide, schweigt und verhält Euch ruhig; wenn ich fertig bin, sollt Ihr reden und Euch vertheidigen so Ihr könnt.«

»Meine Herren, der Vater der beiden Opfer versuchte sich vergebens, sich Recht zu verschaffen und klagt nun uns, Euren Fürsten der Pflichtversäumniß und der strafbaren Nachsicht mit Verbrechern hohen Ranges an. Ihr sollt uns das Zeugniß geben, daß dieser Mann uns verleumdet, denn wo der gewöhnliche Richter aus Feigheit oder Gewinnsucht das Gesetz entkräften und verhöhnern läßt, da wollen wir als erster Richter unseres Volkes

aufzutreten und den Schuldigen strafen ohne Ansehen des Standes und der Person. Ihr Junker Walter von Hameide, Herr von Condeit und Hersberg, habt das zwiefache Verbrechen begangen, Ihr seid ein Frauenräuber und verdient den Tod!«

Obgleich die drohenden Worte des Herzogs auf den Junker einen tiefen Eindruck machten, weil er darin die Gefahr erkannte, seine Gunst zu verlieren, so glaubte er doch nicht, daß sie in vollem Ernst gesprochen seien. Es handelte sich wohl nur um einen vorübergehenden Ausbruch des Verdrusses und jedenfalls würde vermittelt eines mehr oder minder bedeutenden Sühnegeldes der Herzog und der Vater des Mädchens zufrieden zu stellen sein.

Außerdem meinte er zu seiner Entschuldigung so manches anführen zu können, daß er nicht zweifelte, der Herzog würde, nachdem er ihn angehört ihm nicht allein die Strafe erlassen sondern ihm seine Gnade vollständig wieder zuwenden; er legte daher zwar einige Bestürzung, aber keinen Schrecken an den Tag.

Einige unter den Rittern erbleichten, es glänzten selbst Thränen in ihren Augen, es waren Walters Freunde; in den Blicken Anderer dagegen spiegelte sich eine heimliche Freude, — das waren seine Neider.

»Nun verantwortet Euch«, befahl der Herzog, »was

wisset Ihr zu Eurer Vertheidigung vorzubringen?«

»Gestrenger Herr«, begann Walter von Hameide, ich gestehe, dass ich das Mädchen, von dem hier die Rede ist, gewaltsam entführt habe, doch kann ich zur Verminderung meiner Schuld geltend machen, daß sie das Kind eines gemeinen Mannes ist, eines Hüttenbewohners, der nicht einmal der Gerichtsbarkeit einer Herrschaft angehört und auf ein Recht irgendwelcher Art nicht den mindesten Anspruch hat, denn er steht außerhalb des Gesetzes. Was aber das Sträfliche meines Verhaltens gegen das Mädchen, wenn es überhaupt sträflich genannt werden kann, vollständig aufhebt ist der Umstand, daß ich ihr, seit sie sich in meiner Burg befindet nicht das geringste Übel zugefügt, ja nicht einmal ihre Hand berührt habe. Wenn Ew. Hoheit befehlen, daß sie sofort ihrem Vater zurückgegeben werde so beeile ich mich in ehrfurchtsvoller Unterwürfigkeit, sie in Freiheit zu setzen und wage zu hoffen, gnädigster Herr, daß Ihr in Eurer Großmuth diesen leichten Fehltritt zu verzeihen geruhen werdet . . . «

»Und der Mord des unglücklichen Bruders?«

»Wegen dieses zweiten Vergebens, erlauchter Fürst kann ich mit noch leichterer Mühe mich rechtfertigen«, versetzte der Junker. »Der

unverschämte Kerl wagte es, Hand an mich zu legen, er wollte mich aus dem Sattel reißen! In rechtmäßiger Selbstvertheidigung zog ich meinen Degen . . . «

»In rechtmäßiger Selbstvertheidigung!« wiederholte der Herzog unter bitterm Hohn; »ist denn alles Rechtsgefühl in Euch erstorben? Also wenn der Eigenthümer eines geraubten Gutes dem Räuber dieses Gut nehmen will und der Räuber den Eigenthümer totsticht, so nennt Ihr das Selbstvertheidigung? — Doch fahrt fort!«

»Gnädiger Herr, hätte ich mich durch meinen unedlen Angreifer überwältigen und zu Boden werfen lassen, welcher Ritter würde mich nicht bis zum Ende meines Lebens verachten und mir fluchen als einem elenden Feigling? Wie hätte ich mit solcher Schmach beladen, je wieder vor Ew. Hoheit erscheinen dürfen? Wenn nun der verwegene Bauernbursche seine Frechheit mit dem Leben bezahlte — etwas das ich nicht wußte, denn ich glaubte ihn nur verwundet zu haben — so ist dies allerdings ein Unglück und ich bin gern bereit, seinem Vater dafür eine Entschädigungssumme zu zahlen, wie das ja in Flandern Sitte und Brauch ist.«

»Glaubt Ihr wirklich den Gesetzen damit Genüge zu leisten?« fragte der Herzog.

»Ich kenne die Gesetze nicht«, erwiderte Walter, »doch da die Richter so zu urtheilen pflegen, muß es damit wohl seine Richtigkeit haben.«

»Meister Anton«, gebot der Fürst, sich zu dem Rechtsgelehrten wendend, »leset dem Junker doch einmal vor, welche Strafe das Gesetz über Frauenraub und Mord verhängt.«

Die scharfe, klare Stimme des alten Richters tönte durch den Saal; langsam und mit Nachdruck las er:

»Wer jemanden tödtet, ist seines Lebens verlustig.

»Wer eine Frau oder Jungfrau gegen ihren Willen entführt, ist des Verlustes seiner sämtlichen Güter und des Todes schuldig.«

Walters Freunde unter den anwesenden Rittern erbeben; zu sprechen wagten sie nicht, doch erhoben sie bittend die Hände zum Herzog, wie um das verhängnißvolle Wort zurückzuhalten, das auf seinen Lippen zu schweben schien.

Walter selbst war blaß geworden, er senkte das Haupt tief auf die Brust. Auch seinem stolzen Sinne drängte sich allmählich die Überzeugung auf, daß der zwar großmüthige, oft aber erbarmungslose Herzog ein strenges Urtheil über ihn fällen dürfte.

»Die Herren haben gehört«, begann dieser jetzt feierlich«, was das Gesetz vorschreibt, das Gesetz,

dem wir die ihm gebührende Achtung wieder verschaffen wollen, nachdem es nur zu lange vornehmen Verbrechern zu Liebe unterdrückt worden ist. Wir sind der Vater aller unserer Unterthanen und in der Schaale unserer Gerechtigkeit waltet kein Unterschied zwischen unsern Kindern, das arme Volk soll nicht länger gegen seinen Fürsten um Rache zu Gott rufen und ihn der Pflichtversäumniß beschuldigen . . . Ihr, Walter von Hameide, habt Euch einer zwiefachen Schandtath schuldig gemacht und geglaubt, daß Eure hohe Geburt Euch vor der Strafe schützen würde. An Euch wollen wir ein Exempel statuieren, wir verurtheilen Euch zum Tode.«

Ein Schrei des Entsetzens ertönte, viele der Anwesenden knieten nieder und riefen:

»Gnade! Gnade!«

Auch Walter war in die Kniee gesunken.

»Gestrenger Herr«, flehte er, »ich erkenne meine Schuld und wende mich in aller Demuth an Eure Gnade!« Und da er sah, daß der Herzog kalt und unbewegt blieb, rief er lauter:

»Wenn Ihr mich denn in Eurem Zorne Eurer Vergebung unwerth haltet, o so erbarmt Euch meiner armen Mutter, großmüthigster Fürst; das Urtheil trifft sie schwerer noch als mich, sie wird dem Schmerz

erliegen, ach habt Mitleiden mit ihr!«

Die Ritter glaubten zu bemerken, daß diese Worte den den Herzog rührten; durch diese Wahrnehmung ermuthigt wiederholten sie noch einmal den Ruf um Gnade.

Auch der Oberrichter und der Marschall suchten das Urtheil abzuwenden indem sie an die großen Verdienste der Vorfahren des Junkers erinnerten und hervorhoben, wie tapfer er selbst in der Schlacht von Montlery gekämpft.

Einen Augenblick schien der Herzog wankend in seinem Entschlusse zu werden, dann aber schüttelte er verneinend ich das Haupt.

»Nein«, murmelte er in sich hinein, »ich bin Diener des Gesetzes und muss ihm gehorchen. Das Gesetz verurtheilt den Mörder zum Tode, nicht ich.«

Meister Anton Miquel näherte sich dem Fürsten und flüsterte ihm kaum hörbar zu:

»Herr, das Gesetz erkennt Euch das Recht der Begnadigung zu.«

»Keine Gnade! Es handelt sich darum, ein Beispiel aufzustellen.«

»So mildert wenigstens die Strafe, gnädiger Herr.«

»Wohlan, steht Alle auf«, befahl der Fürst, »wir haben Mitleiden mit der Frau von Hameide, die arme

Mutter ist ja doch unschuldig. Vielleicht läßt sich ein Mittel finden, um wenigstens den Henker von dieser traurigen Angelegenheit fern zu halten aber Gerechtigkeit muß sein, strenge Gerechtigkeit.«

Während die Ritter und Junker Walter klopfenden Herzens und voll Hoffnung die Augen auf den Herzog richteten, starrte dieser sinnend zu Boden. Endlich blickte er auf und sagte:

»Junker von Hameide, um Eurer Mutter willen sind wir geneigt, Euch das Leben zu schenken und Euch eine andere Strafe aufzuerlegen.«

»O geruht zu befehlen, großmüthigster Herr!« rief Walter aus, »ich unterwerfe mich voll Demuth und in endloser Dankbarkeit Eurem Willen!«

»Euer ritterlicher Stolz«, fuhr der Herzog in feierlichem Tone fort, »ließ Euch die Ehre eines Mädchens, das Leben eines Jünglings, die Verzweiflung eines Vaters geringschätzen dieser Stolz war die Ursache Eures doppelten Verbrechens und er ist es den wir allen übermütigen Menschen zum warnenden Exempel in Euch strafen und vernichten wollen. Wir werden jetzt einen andern Urtheilsspruch fällen; nehmt Ihr denselben nicht ohne Widerspruch an, so fällt Euer Kopf auf dem Schafott. Junker von Hameide, Ihr heirathet das Mädchen, das Ihr entführt

habt und macht es zu Eurer rechtmäßigen Gattin.«

Der Herzog hatte das letzte Wort dieses Urtheils noch nicht ausgesprochen, als sich schon ein Ruf der Bestürzung, und ein entrüstetes Gemurmel unter den Rittern erhob. Walters Feinde sowohl wie seine Freunde trauten ihren Ohren kaum! War das eine Gnade, diese entsetzliche Bedingung, schrecklicher als das Todesurtheil selbst?«

»Nun, Junker von Hameide?« fragte der Fürst.

Walter erhob bei diesem, seine Ritterehre bedrohenden Schlage das Haupt und antwortete mit staunenswerther Ruhe:

»Ich der letzte Sprosse eines altadligen Hauses sollte das Blut meiner Vorfahren mit dem unedlen Blute einer Bauerndirne vermischen, mein Geschlecht auf immer entehren? Das soll nun und nimmer geschehn, lieber tausendmal der Tod!«

»Es sei wie Ihr begehrt, der Henker mag seine Arbeit thun Laßt ab, Ihr Herren! Wir verbieten, daß noch ein einziges Wort zu seinen Gunsten verlaute!t . . . Man führe den Verurtheilten in den Gefangenensaal unseres Schlosses, wir vergönnen ihm vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit, für den Fall, daß er auf andere Gedanken kommen sollte. Niemand darf den Gefangenen sehn oder mit ihm reden, Ihr, Herr

Oberrichter haftet uns für ihn mit Eurem Kopfe.«

Der Junker wurde jetzt durch einige Söldner der Leibwache abgeführt während seine Freunde ihm durch stumme Zeichen zu verstehen gaben wie tief sein furchtbares Schicksal ihnen zu Herzen ging.

Kalt und unbewegt blickte der Herzog dem Ritter nach bis der traurige Zug in dem Gange verschwunden war; dann wollte auch er den Saal verlassen und wandte sich einer Seitenthür zu.

Und Durch die flehenden Blicke der Anwesenden angespornt trat Meister Anton auf ihn zu und sagte leise:

»Großmüthiger Herr schenkt dem Junker von Hameide das Leben, Ihr habt als Fürst das Recht dazu, und . . . «

»Beruhigt Euch, Meister Anton«, versetzte der Herzog stehn bleibend, »der Junker wird sich meinem zweiten Urtheil unterziehn und also nicht sterben.«

»Er sollte das Mädchen heirathen? Ach das glaube ich nicht!«

»Ihr werdet sehn. Jetzt vertraut er noch auf die Einwirkung seiner mächtigen Freunde und Verwandten, wenn er aber sieht, daß diese Hoffnung nichtig ist, so unterwirft er sich, verlaßt Euch drauf.«

»Aber wenn er nun fortfahren sollte, sich zu

weigern?«

»Er heirathet das entführte Mädchen oder er stirbt, das steht unwiderruflich fest«, versetzte Herzog Karl. »Laßt mich nun in Ruhe, ich will nichts weiter von der Sache hören.«

Meister Anton ging langsam und gesenkten Hauptes an den Tisch zurück; der Herzog winkte einen Hauptmann zu sich heran, der am Haupteingange des Saales stand.

»Konrad«, sagte er mit leiser Stimme, »ich kenne Eure Zuverlässigkeit und will Euch daher mit einer Sendung betrauen, deren Ausführung möglicher Weise Muth und Geschicklichkeit erfordern wird. Geht, wählt ohne Verzug aus meiner Leibwache zwölf der besten und tapfersten Reiter aus; laßt sie aufsitzen und sich rüsten zu einem mehrstündigen Ritt. Sobald Ihr fertig seid, kommt zu mir, damit ich Euch sage, was ich von Euch und Euren Leuten erwarte.«

Der Hauptmann verbeugte sich schweigend und eilte, den Befehl seines Herrn zu vollbringen.

Ohne ferner noch Jemanden zu grüßen oder auch nur anzusehen, verließ der Herzog durch die kleine Seitenthür den Saal.

V.

Die Burg Hersberg lag einsam und von allen menschlichen Wohnungen weit entfernt an der westlichen Seite des Wardammer Forstes; etwa eine halbe Meile von Brügge. Auf den zufällig vorübergehenden Wanderer mußte sie den Eindruck eines riesenhaften Trümmerhaufens machen, denn die hohen Ringmauern aus bläulichem Schieferstein waren verwittert und stellenweise eingesunken, in den Rissen wucherten Schlingpflanzen, wilde Blumen und Sträucher, die bröckligen Zinnen auf den beiden Wachtthürmen bestanden nur noch zum Theil und in dem schlammigen, mit dichtem Grün überzogenen Schloßgraben vermochte kaum ein Frosch noch sein Dasein zu fristen.

Was aber mehr als alles dieses der Burg den Stempel des Verfalls und der Verlassenheit aufprägte war die Todtenstille, die sie umgab, man würde sie für unbewohnt gehalten haben, hätte nicht die Anwesenheit des Hornbläusers auf einem der Thürme zu erkennen gegeben, daß man auch hier über die Sicherheit eines Herrn und Meisters wachte.

In einer entlegenen Kammer dieser Burg war Begga

Eberzahn eingeschlossen. Das arme Mädchen saß regungslos in einem Winkel, das Gesicht der Wand zugekehrt, als suche sie den Blick von dem Eingange gänzlich fern zu halten.

Lange und bitter mußte sie geweint haben, auf ihren bleichen Wangen sah man die Spuren der Thränen und ihre Augen waren roth und entzündet.«

Sie trug noch das weiße Mützchen, das rothe Mieder und die blaue Schürze, genau wie im Hause ihres Vaters.

In der Mitte des Zimmers, nur wenig Schritte von ihr entfernt, stand ein großer Tisch, der an der einen Seite mit den auserlesensten Speisen und Leckereien, mit vielerlei Wild und Geflügel, Kirschen, duftenden Erdbeeren und süßen Honigkuchen bedeckt war, während auf der andern Seite kostbare Kleinode: Halsschnüre, Armbänder und Ohrgehänge ausgebreitet lagen.

Etwas weiter hingen auf drei oder vier Stühlen verschiedene Stoffe und reiche Kleider aus Damast, Atlas und Goldstoff, prächtig genug um einer Fürstin zu gehören oder für sie bestimmt zu sein.

Lange hatte die unglückliche Begga regungslos vor sich hingestarrt, jetzt aber zuckten ihre Glieder wieder wie im Krampf und mit einer leisen Klage preßte sie

beide Hände an die Brust, als wollte sie einen heftigen Schmerz darin unterdrücken. Mehr und mehr steigerte sich der erregte Zustand und nach einem gewaltigen innern Kampfe wandte sie ihren Kopf dem Tische zu.

Am ganzen Körper zitternd und blaß wie eine Leiche richtete sie den flammenden Blick auf die Speisen, sie athmete schwer und rang mit verzweiflungsvoller Anspannung aller Ihrer Kräfte gegen die Versuchung, sich derselben zu bedienen, ja sie sprang selbst auf, trat an den Tisch und streckte die Hände nach der lockenden Nahrung aus . . . dann aber entfuhr ihr ein Angstschrei, sie wankte zurück und sank wie entseelt auf ihren Stuhl.

Große Thränen rollten über ihre Wangen, sie erhob die gefalteten Hände zum Himmel und rief flehend:

»Allmächtiger Gott, sieh hernieder auf mich elendes, verlassenes Geschöpf! Unterstütze Du meine schwache Kraft bis zum Ende, laß mich nicht erliegen in diesem furchtbaren Kampfe. Erbarme Dich meiner, rufe ich zu Dir, o Herr, aber gib daß ich rein vor Deinem Richterstuhle erscheine, so rein wie meine selige Mutter . . .

Näherkommende Schritte ließen sie plötzlich innehalten, sie schwieg, begann wieder zu beben und kehrte ihr Gesicht noch mehr der Wand zu, indem sie

zugleich beide Hände vor die Augen legte.

Die Thür wurde geöffnet und ein Mann trat ein.

Er mochte vierzig Jahre zählen; seine hochrothen vollen Wangen kennzeichneten, daß er ein gutes Leben führe und ein Freund wohlbesetzter Tafel sei. In seinen ausdruckslosen Zügen war nur List und kalte Selbstsucht zu lesen. Er trug einen Talar von feinem braunen Tuch und sein Gürtel, an dem ein großer Bund Schlüssel hing, war aus rothem Korduanleder.

Bei seinem Eintreten schwebte ein süßliches Lächeln auf den dicken Lippen, als er jedoch einen Blick auf den Tisch geworfen und bemerkt hatte, daß Speisen und Geschmeide unberührt liegen geblieben waren verzog sich sein Gesicht zu einem zornigen Grinsen.

Er unterdrückte gleichwohl diese Anwandlung, lächelte wieder und näherte sich dem unbeweglich dasitzenden Mädchen.

»Arme Begga«, sagte er in sanftem Ton, »sei nicht so niedergeschlagen, er ist es nicht, sondern ich der Hausmeister, der Mitleiden mit Dir hat, das weißt Du ja.«

Sie erhob langsam den Kopf, blickte ängstlich umher und fragte:

»Komm er?«

»Heute wirft Du ihn nicht mehr sehn.«

»Gewiß nicht?«

»Ganz gewiß nicht; er ist nach Brügge, zum Herzog.«

»O Gott sei gelobt, dann kommt er zu spät!«

»Zu spät? »Wozu zu spät, Begga?«

Sie wies mit dem Finger nach oben.

»Dort, dort werde ich sein!« rief sie, »in den Himmel, zu meiner Mutter kann er mir nicht folgen Bei Gott ist Erlösung und Freiheit . . . «

»Aber armes Kind bist Du denn von Sinnen?« murmelte der Hausmeister, »sterben willst Du, sterben? Vergebliche Hoffnung! der freiwillige Hungertod ist die schrecklichste aller Qualen, sie übersteigt jede menschliche Kraft. Und Du ein schwaches Mädchen solltest siegen in diesem unmöglichen Streit? Sämtliche Martern, die Du Dir freiwillig auferlegst sind nutzlos, denn endlich wirst Du doch unterliegen, Du wirst die Nahrung zu Dir nehmen, nach der Dein Körper mit unwiderstehlicher Begierde verlangt.«

Ein bittres Lächeln verzog das Gesicht der Dulderin.

»Ja«, seufzte sie, »ich fühle das Feuer, das meine Eingeweide verzehrt, doch gerade die entsetzlichsten

Schmerzen sagen mir, daß meine Erlösung naht. Schmeichelt Euch nicht mit der Hoffnung, daß ich den Kampf aufgeben werde; mächtiger als Ihr Alle ist der Tod!«

Ein Zittern unterdrückter Wuth durchzuckte des Hausmeisters Glieder, doch wieder bezwang er sich und sagte, einen Stuhl herbeischiebend mit noch sanfterer Stimme:

»Komm, Begga, hör' mich einmal ruhig und ohne Voreingenommenheit an und befolge dann auch den Rath Deines väterlichen Freundes. Du irrst, wenn Dir glaubst, mein Herr wolle Dir Uebeles thun, das Gegentheil ist der Fall, er hegt eine eben so heiße als reine Liebe zu Dir . . . Du lächelst und denkst, ich wollte Dich täuschen? Die Zeit wird es lehren; mein Herr liebt Dich so von ganzen Herzen, daß er Dich zu seiner rechtmäßigen Gattin machen will.«

»Er wollte mich heirathen, ein armes Bauernmädchen?« spottete Begga; »haltet Ihr mich wirklich für einfältig und thöricht genug, um so etwas zu glauben?«

»Er hat es Dir selbst gesagt und in meiner Gegenwart mehr als zehnmal wiederholt. Mein Herr ist ein Mann von ungewöhnlicher Festigkeit, was er vor hat, führt er durch, ohne auf irgendwelche

Hindernisse zu achten.«

»Euer Herr mag sein wer und was er will, mich hat er schändlich behandelt, indem er mich gewaltsam dem dem, Hause meines Vaters entriß. Er ist ein Tyrann, ein Elender, den ich hasse und hassen werde bis zu meinem letzten Athemzuge . . . « Laßt ab, Hausmeister, Eure Worte verschwendet Ihr umsonst, sie können mich nimmer täuschen.«

»In Gottes Namen denn, Begga; doch sage mir würdest Du sehr glücklich sein, wenn Du frei zu Deinem Vater zurückkehren durftest?«

»Zu meinen lieben Vater? O mein Gott!« rief Begga, ihre Augen strahlten in einem wunderbaren Glanze.

»Es liegt durchaus kein Grund vor, diese Hoffnung aufzugeben«, fuhr der Hausmeister fort. »Du mußt doch einsehn, daß mein Herr im Grunde ein edler Mensch ist, denn Du bist in seiner Gewalt und er thut Dir nichts zu Leide. Wenn Du, sei es auch nur zum Schein, Dich etwas freundlicher gegen ihn zeigtest, er ließe Dich ganz gewiß aus Mitleiden nach Verlauf einiger Tage heimkehren.«

»Freundlich soll ich mich ihm zeigen? soll blind in die Schlinge laufen, die Ihr zu meinen Füßen ausbreitet?« murmelte Begga verächtlich. »Nein

daraus wird nichts! Ich bin zwar noch ein unverständiges Mädchen, ein halbes Kind, aber ich weiß dennoch, daß ich von Eurem Herrn nichts Gutes zu gewärtigen habe, der Tod allein kann mich ihm entziehen. Spart deßhalb Eure weiteren Bemühungen.«

Der Hofmeister stand auf; ein tiefer Verdruß spiegelte sich in seinen Zügen und er zwang seine Stimme nicht mehr zu zu sanftem Ton als er sagte:

»Gut, wenn mein freundliches Zureden denn ganz vergeblich ist, so muß ich zu anderen Maßregeln meine Zuflucht nehmen.« Glaubt mir, ich thue es ungern, aber ich bin ein Diener und muß gehorchen. Mein Herr hat mir befohlen, Dich zum Essen zu bringen, sei es durch Güte, sei es durch Gewalt, und ich versprach ihm, seinen Befehl auszuführen. Zum letzten Mal willst Du von diesen Speisen etwas genießen oder nicht?«

Sie schüttelte verneinend den Kopf.

»Aus Mitleiden, aus Scheu vor den widerwärtigen Folgen, welche Deine Weigerung nach sich ziehn muß, beschwöre ich Dich, iß nur wenige Bissen von dem, was hier auf dem Tische steht . . . «

»Nie niemals!« antwortete das Mädchen fest.

»Wohlan denn, so höre: ich gebe Dir noch eine

halbe Stunde, bist Du nach Ablauf derselben nicht zur Besinnung gekommen, so werden unsere Waffenknechte mitten im Hofe Dich geißeln bis auf Blut, Dir ins Gesicht speien und Dir alle nur erdenkliche Schmach anthun . . . Aha, nun zitterst Du und erbleichst vor Schrecken? Ursache dazu hast Dir freilich, denn unsere Waffenknechte sind rauhe Burschen, die kein Erbarmen kennen. Jetzt kannst Du der Schande, den Schmerzen noch entgehen, hier ist Honigkuchen nimm und iß.«

»Fort, fort, ich will sterben!« rief Begga voll Verzweiflung aus.

»Also Du wählst die öffentliche Geißelung?«

»Gott im Himmel weiß, daß ich ein unschuldiges Opfer bin!«

»Und das ist noch nicht Alles«, fuhr der Hausmeister fort, »kann die Geißel Deinen Starrkopf nicht brechen so folgt die Folter, und dieser ein ewiges Gefängniß, ein finsterner Kerker voll Ratten und kriechenden Gewürm's. O, es gibt noch Mittel und Wege, Deinen Eigensinn zu beugen!«

»Versucht es, Hausmeister«, versetzte sie ruhig, »was sind mir all' diese Qualen, wenn ich unschuldig und rein zu Gott gelange?«

Der Hofmeister ging ein paarmal erregt in dem

Gemache auf und ab.

»Sonderbares Volk das!« brummte er in sich hinein, »ihr Kopf ist härter als Feuerstein, sie wäre im Stande, sich todt zu hungern . . . Versuchen wir nun noch einen andern Weg.«

»Er nahm wieder eine freundliche, mitleidsvolle Miene an und kehrte zu seinem Platze neben Begga zurück.

»Vergiß die unsinnigen Drohungen, armes Kind«, sagte er sanft, »sie waren eine Erfindung meiner Sorge um Dich, mein Herr würde nun und nimmer dulden, daß Dir auch nur das kleinste Leid geschähe, und was mich selbst betrifft, hier es wäre mir das größte Glück, wenn ich Dich in Freiheit setzen dürfte, aber ein Diener . . . Doch was höre ich? Das Horn des Wächters erschallt auf dem Thurm? Wir bekommen Besuch?«

»Er ist es gewiß . . . o Gott, verlaß mich nicht«, seufzte Begga, die Hände zum Himmel erhebend.

Der Hofmeister verließ eilig das Zimmer und verschloß von außen die Thür, er lief die Treppe hinunter in den Burghof, wo er eben rechtzeitig anlangte, um das Thor öffnen und einen Waffenknecht einreiten zu sehn, der sich den Schweiß von der Stirn wischte und dessen mit Staub und Schaum bedecktes

Roß auf dem einem Vorderfuße hinkte.

»Nun, was bedeutet denn das, Freund Dietrich?« fragte der Hausmeister, »der Tausend, wie erhitzt und müde Ihr ausseht? Was bringt Ihr Neues nach Hersberg?«

»Ich habe eine eilige Botschaft von meinem Herrn, dem Ritter von Eerneghem zu überbringen und muß Euch allein sprechen«, lautete die Antwort.

Der Hofmeister trat mit ihm auf die Seite.

»Sprecht nur«, sagte er, »hier kann uns Niemand hören.«

»Es ist ein Frauenzimmer hier, ein junges Mädchen; sie soll Hersberg verlassen, mein Herr wird im Auftrage Junker Walters kommen, sie abzuholen, sorgt, daß alles zur Reise bereit sei und laßt zunächst den verdeckten Wagen anspannen. Vier Hersberger Waffenknechte sollen meinen Herrn begleiten.«

Diese Anordnungen versetzten den Hausmeister in das höchste Erstaunen.

»Will man das Mädchen in Freiheit setzen?« fragte er.

»Wahrscheinlich; was sollte man sonst vor haben?«

»Und wird man sie zu ihrem Vater zurückbringen.«

»Ich weiß es nicht; man hat mir nicht mehr gesagt, als ich Euch mitgeteilt habe . . . Doch macht rasch,

Hausmeister, mein Herr folgt mir auf dem Fuße, ich muß auch weiter, ohne zu rasten. Unglücklicher Weise strauchelte mein Pferd im Sandwege über eine Baumwurzel, es fiel, und als ich es mit großer Mühe wieder aufgerichtet hatte, sah ich, daß es hinkte. Dadurch ging mir viel Zeit verloren und es sollte mich nicht wundern, wenn mein Herr in wenig Augenblicken hier wäre. Jetzt laufe ich in die Küche, um zu trinken, denn ich vergehe vor Durst, habe mich auch durch den harten Fall verletzt und muß sorgen, daß ich wieder frisch bin, wenn es gleich weiter geht.«

Der Hausmeister rief einige Diener und Waffenknechte herbei, ertheilte ihnen seine Befehle in Betreff des verdeckten Wagens und sonstiger Zurüstungen und wandte sich dann, unter gedankenvollem Kopfschütteln der Thür wieder zu, durch die er in den Hof getreten war. Plötzlich erhellte ein Lächeln seine Züge und in freudiger Eile stieg er die Treppe hinauf.

»Begga, liebes Kind«, rief er jubelnd, sobald er bei ihr eingetreten war, »o wie ich mich freue! Weißt Du, was für eine glückliche Nachricht ich Dir bringe? Du bist frei, vollständig frei!«

»Wollt Ihr mich wieder täuschen? Es wäre grausam, unmenschlich hart von Euch«, murmelte Begga mit

einem ungläubigen Lächeln.

»Nein, nein, diesmal nicht; warum sollte ich auch? Ich verlange nichts mehr von Dir, rathe Dir nicht einmal mal mehr zu essen, denn Du wirst schon von selbst Nahrung zu Dir nehmen, sobald Du in Freiheit bist. Wenn Du nur nicht vor Hunger stirbst, dann bin ich schon zufrieden.«

Sein Gesicht drückte eine so aufrichtige Freude aus, das daß Begga zweifelhaft wurde und ihn erwartungsvoll ansah.

»Es ist wie ich sage, versicherte er, »ein Bote hat mir den Befehl überbracht, den verdeckten Wagen bereit zu halten, der Dich zu dem Hause Deines Vaters bringen soll. Mach Dich fertig, Du reifest noch diesen Nachmittag ab, in weniger als einer halben Stunde vielleicht. Ein Ritter stimmt, Dich abzuholen.«

»Ein Ritter? O Gott!« seufzte sie, »wer denn?«

»Nicht mein Herr, Begga, — wie unrecht ist es von Dir, daß Du fortfährst ihn zu hassen, ihn, der so liebevoll für Dich sorgt. Er hätte Dich auch durch Diener Waffenknechte können begleiten lassen, schickt aber einen seiner besten Freunde den Herrn von Eerneghem, um Dich vor aller Unbill zu schützen und in die Arme Deines Vaters zu fuhren.«

»Träume ich nicht?« rief Begga, erfreut

aufspringend, »sollte alles dieses wirklich möglich sein? Ich müßte ja dann wie meinem Entführer seine Grausamkeit verzeihn, müßte ihm noch danken für seine Güte!«

»Ja, segne nur seine Großmuth in Deinem Herzen, Begga, denn vergiß es nicht, Du warst in seiner Gewalt . . . Horch, da ertönt schon wieder das Horn des Thurmwächters! Das wird der Herr von Eerneghem sein! . . . Komm, tritt schnell an dieses Fenster . . . Sieh, da steht schon der Wagen im Hof, man ist gerade daran die Pferde einzuspannen . . . Schau, und da öffnet sich das Thor, Du wirst den Ritter sehn, der Dich heimgeleiten soll . . . Wie, Du fürchtest Dich doch nicht vor ihm? Er ist der Verlobte der Schwester meines Herrn, und man rühmt weit und breit seine Herzensgüte.«

Begga blickte durch das Fenster; ein Lächeln glückseliger Zuversicht glänzte in ihren Zügen.

»Nein nein«, jubelte sie, »vor meinem Retter, meinem Befreier, fürchte ich mich nicht. Wie sanft und milde er aussieht! Eilen wir zu ihm hinunter!«

»Eigentlich solltest Du vor der Reise etwas genießen, Begga«, sagte der Hausmeister, »aber wenn ich Dich dazu nöthige glaubst Du wieder, ich wollte Dich hintergehen. Iß also nicht; ich lasse Dir einigen

Vorrath in den Wagen legen, dessen Du Dich dann nach Gutdünken bedienen kannst . . . Nun eile ich dem Herrn von Eerneghem entgegen, und verschließe nicht einmal mehr dieses Zimmer, was ja jetzt gänzlich überflüssig wäre.«

Mit diesen Worten öffnete er die Thür, warf von dort aus noch einen listigen Blick auf das Mädchen und lief die Treppe hinunter.

Eine Zeitlang stand Begga mit gefalteten Händen, die Augen zum Himmel erhoben da, ein Dankgebet flüsternd, aber ein innerer Drang, vielleicht ein heftiger körperlicher Schmerz zog sie, ohne daß sie selbst es wußte, dem Tische zu.

Hier fiel ihr Blick auf die lachenden Speisen, sie machte eine Bewegung mit der Hand, wie um zuzugreifen, doch sie erzitterte von neuem und kämpfte wieder mit der unwiderstehlichen Verlockung. Warum aber sollte sie länger den Kampf gegen den quälenden Hunger fortsetzen? War denn nicht ihre Erlösung nahe?

Dieser Gedanke, in Verbindung mit den Qualen die in ihren Eingeweiden wüteten, besiegte endlich den letzten Widerstand; ihre Augen funkelten, ihre Hände zuckten krampfhaft, mit einem Freudenschrei fiel sie über die Speisen her und verschlang in wenig Minuten

einen gebratenen Vogel und drei Honigkuchen.

»Ich komme Dich abzuholen«, sagte da plötzlich eine sanfte Stimme neben ihr. »Vor altem Übel werde ich Dich bewahren, werde über Dir wachen als wärest Du meine Schwester.«

Begga wandte sich um, sank vor dem Ritter in die Kniee und küßte seine Hand.

»Dank tausend Dank, edler Herr!« rief sie aus, »dafür wolle Gott Euch segnen, der Euch hierhergesandt, hat, mir die Freiheit wiederzugeben und mich in die Hände meines Vaters zurückzuführen. O laßt mich zu Euren Füßen Euch danken für meine Erlösung!«

Adolph von Eerneghem blickte anfangs schweigend auf das Mädchen nieder, die glänzenden schwarzen Augen in dem marmorbleichen Gesicht rührten ihn tief und er sein Herz von innigem Mitleiden bewegt. Bald aber wurde ihm klar, daß Begga eine irrige Auffassung von der Sendung hatte, die er auszuführen übernommen. Er faßte ihre Hand und hob sie sanft von der Erde auf.

»Nun, beruhige Dich nur erst, armes Kind«, sagte er. »Wer hat Dir denn gesagt, daß ich gekommen sei, Dich zu Deinem Vater zu bringen?«

»Der dort«, antwortete sie auf den Hausmeister

zeigend, der an der Thür stand.

»Du hast seine Worte falsch verstanden; vorläufig nehme ich Dich mit in mein Schloß Eerneghem. Es thut mir leid, Deine frohe Hoffnung vernichten zu müssen, aber ich will Dich nicht täuschen. In einigen Wochen wirst Du wahrscheinlich frei sein, jetzt noch nicht.«

Bevor er noch diese Worte vollendet hatte, sank Begga mit einem Schrei der Verzweiflung auf einen Stuhl nieder und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Von ihren Wangen rollten die Zähren gleich glänzenden Perlen in ihren Schoß.

»Was soll denn das heißen, Hausmeister?« fragte der Ritter in strengem Ton, »warum betroget Ihr das arme Mädchens Ihr müßtet doch voraussehn, wie schwer die bittere Enttäuschung ihr Herz treffen müsse.«

»Sie wies alle Nahrung ab und wollte Hungers sterben, gnädiger Herr«, lautete die Antwort, »mein Herr befahl mir sie unter allen Umständen zum Essen zu bringen, dieser Weisung bin ich gefolgt.«

Adolph trat auf die Weinende zu und sagte:

»Der Hausmeister hat Dich aus Mitgefühl hintergangen, Du wirst ihm verzeihn. Ich täusche Dich nicht, jedes Wort, das ich zu Dir rede, ist lautere

Wahrheit. So höre denn: Du gehst mit mir nach Eerneghem und bleibst dort viele Tage vielleicht Wochen, ohne dass Geringste befürchten zu müssen. Niemand wird Dich dort besuchen . . . «

»Auch er nicht?« fragte Begga schaudernd.

»Er? wen meinst Du damit?«

»Den schändlichem der mich gewaltsam entführt hat.«

»Walter von Hameide? Nein, auch er nicht. Der Einzige der zu Dir kommen wird, bin ich, um mich zu überzeugen, daß man Dir nichts zu Leide thut. In meiner Burg wirst Du doch jedenfalls sicherer und ruhiger sein als hier.«

»Ja ja, das ist wahr!« rief Begga, durch das sanfte Wesen des Ritters beruhigt, »Ihr seid gut, Herr, und ich traue Euch!«

»Gut, so trockne Deine Thränen und komm mit mir hinunter, der Wagen erwartet uns dort.«

Begga folgte ihm ohne ein Wort zu sagen, ihre Thränen fuhren jedoch zu fließen fort. Die Hoffnung aus Befreiung war, kaum gehegt, ihr so plötzlich wieder entrissen worden, daß sie sich nicht sogleich von dem Schlage erholen konnte.

Unten im Hofe bestieg sie den bereitstehenden Wagen. Adolph überzeugte sich vorher, daß man einen

bequemen Sitzplatz für sie bereitet hatte, richtete noch einige ermunternde Worte an sie und gab dann den Befehl zur Abfahrt. Von vier Waffenknechten begleitet rollte der Wagen über die Fallbrücke dahin, einem breiten Landwege zu, der in westlicher Richtung durch den Wald führte. Das leinene Verdeck des Wagens, das einer Wiege gleich darüber gespannt war, ließ nach vorn die Aussicht frei, so daß Begga sich an dem Anblick der Natur laben konnte. Anfangs gewährte der helle Sonnenschein, das frische Grün, der Gesang der Vögel ihr einigen Trost, bald aber kehrte die frühere Schwermut zurück.

Sie fragte sich selbst, was denn nun ihr Loos sein würde. Täuschte man sie nicht wieder, und brachte man sie wirklich nach Eerneghem? War sie dort in Sicherheit, und wie lange sollte sie dort bleiben? Wie mochte es nur ihrem alten Vater gehn? und was sagten wohl Lukas und Jakob zu ihrem verschwinden? Ach wenn sie ihr trauriges Schicksal kannten, so mußten sie vergehn vor Kummer und Leid.

Aus diesen trüben Betrachtungen wurde sie geweckt durch die Stimme des Ritters, der den Vormann der Waffenknechte befehlend zurief:

»Halt! Den Wagen auf die Seite des Weges gelenkt und die Säbel gezogen! Es ist nicht unmöglich, das

eine Gefahr im Anzuge ist. Hinter uns sehe ich etwas nahen, das in dieser Gegend zu den Seltenheiten gehört.«

Auch die Übrigen gewahrten jetzt zwar noch undeutlich und in eine Staubwolke gehüllt, am Ende des Weges einen Reitertrupp, der von Hersberg her in vollem Trabe näher kam. Es mußten Ritter, jedenfalls Krieger sein, ihre blinkenden Rüstungen ließen daran nicht zweifeln.

Adolph sprengte eine kurze Strecke zurück; bald konnte er die Reiter unterscheiden. Es mochten ihrer zehn bis zwölf sein und an ihrer Spitze ritt der Anführer, in dem Adolph einen Hauptmann der fürstlichen Leibwache erkannte.

Der Hauptmann ließ seine Leute halten und näherte sich allein dem Ritter.

»Welch' unerwartetes Zusammentreffen, Herr Konrad«, rief dieser nicht ohne geheime Sorge, »ist unser gnädiger Herzog auf der Jagd?«

»Eine viel ernstere Angelegenheit ist es, die mich herführt, Herr von Eerneghem«, war die Antwort. »Ich komme von Hersberg, wo ich etwa eine Viertelstunde nach Eurer Abreise anlangte; glücklicher Weise holte ich Euch noch zeitig ein . . . Doch treten wir zur Seite; was wir zu verhandeln haben ist nicht für die Ohren

unserer Begleiter.«

Als sie ihre Pferde unter den ersten Bäumen des Waldes dicht neben einander gebracht hatten, fuhr der Hauptmann fort:

»Nicht wahr, Herr von Erneghem, in jenem Wagen befindet sich ein junges Bauernmädchen.«

»In der That.«

»Nun«, diese Eure Gefangene müßt Ihr sofort mir ausliefern.«

»Euch ausliefern?« wiederholte Adolph, »warum nicht gar? Schlagt Euch den Gedanken aus dem Sinn, mein werther Hauptmann, ich habe versprochen sie zu bewachen und wenn es Noth thäte, zu vertheidigen und ihr wißt, ein Ritter hält sein Wort, komme was will.«

»Die unnöthigen Ausbrüche könnt Ihr Euch sparen«, versetzte der Hauptmann kalt, »unser erhabener Herr, der Herzog selbst, hat mich mit der Sendung beauftragt, und er befahl mir ohne Umstände Jeden aus dem Wege zu räumen, der es wagen sollte, sich seinem Willen zu widersetzen. Euer Versprechen ist überdies zwecklos geworden; könnte Euer unglücklicher Freund Euch seinen Willen kund geben, er würde Euch anflehn, das Mädchen sofort in Freiheit zu setzen. Wahrscheinlich habt Ihr noch keine Ahnung

von dem, was heute Morgen geschehen ist. Junker Walter von Hameide sitzt im Gefängniß, der Herzog hat ihn zum Tode verurtheilt.«

Adolph erbleichte bei dieser schrecklichen Nachricht.

»Wie? höre ich recht?« rief er, »Walter, mein Freund Walter ist zum Tode verurtheilt? und um dieses unedlen Mädchens willen?«

»So ist es leider; man beklagt allgemein sein trauriges Loos.«

»Aber um Gotteswillen, Konrad, das ist ja eine schreiende Ungerechtigkeit! Das Urtheil kann nicht ernst gemeint sein.«

»Nur zu ernst; der Herzog scheint sehr erzürnt.«

»Er sollte wirklich den Junker von Hameide wollen hinrichten lassen? Es sollte keine Hoffnung auf Gnade sein? Das wäre ja entsetzlich?«

»Unter einer Bedingung will der Herzog den Ritter begnadigen.«

»Ah, seht Ihr wohl, Hauptmann«, rief Adolph aufathmend, »nun habt Ihr mich doch ohne Grund so erschreckt. Walter wird die Bedingung natürlich annehmen.«

»Ich glaube kaum, doch urtheilt selbst. Walter von Hameide stirbt nicht, wenn er einwilligt, die

Bauerndirne dort im Wagen zu seiner Frau zu machen. Muß man nicht daraus nicht schließen, daß der Herzog bis jetzt wenigstens die feste Absicht hat, den Tod des unglücklichen Ritters herbeizuführen?«

Zwei Thränen glänzten in Adolph's Augen.

»Das ist unmenschlich, das ist grausam«, murmelte er vor sich hin, »ein Bauernmädchen zur Frau? Ach ja, sein Tod ist bestimmt, der Herzog weiß, daß eine solche Heirath Walters ganzes Geschlecht, seine Vorfahren sowohl wie seine Nachkommen, mit ewiger Schande beflecken müßte und eine härtere Strafe als selbst der Tod wäre. Armer Freund, armer Walter!«

»Ihr seht wohl ein, Herr von Erneghem, daß Ihr nichts besseres thun könnt, als schleunigst nach Brügge reiten, um dort die Mutter und die Schwester Eures Freundes zu trösten. Vielleicht ist noch Hoffnung vorhanden; der Junker von Hameide hat einflußreiche Verwandte, die Alles aufbieten werden, seine Begnadigung zu erlangen. Eure Anwesenheit kann dabei von Nutzen sein.«

»Da habt Ihr Recht Konrad«, antwortete der Ritter, »nun wohl ich eile zur Stadt zurück, und will vorher nur noch dem Mädchen diese unerwartete Wendung indem Verlauf der Ungelegenheit mittheilen.«

»Nein, thut das nicht«, wehrte der Hauptmann ihm

die Hand auf den Arm legend, »der Herzog hat mir die größte Vorsicht anempfohlen. Was sie wissen soll, werde ich selbst ihr sagen; bedeutet Ihr nur Eure Leute, daß sie, dem ausdrücklichen Willen des Fürsten gemäß, mir in Allem Gehorsam leisten.«

Adolph trat auf die Waffenknechte zu und rief:

»Knappen von Hersberg! Seht hier in dem Hauptmann Konrad bis auf weiteres Euren Anführer, und erfüllt mit Eifer und Treue seine Befehle, im Namen unseres gestrengen Herzogs Karl!«

Er grüßte den Hauptmann, setzte seinem Pferde die Sporen ein und war bald hinter den Bäumen verschwunden.

Beggas Aufmerksamkeit war gleich durch des Ritters Anordnungen rege geworden, gespannt blickte sie durch eine kleine Öffnung des Verdecks nach den fremden Reitern, deren wiehernde Pferde nur wenig Schritte von ihr entfernt standen.

Diese riesenhaften Männer mit den sonnenverbrannten Zügen flößten ihr nicht geringen Schrecken ein, sie fürchtete der Junker von Hameide habe sie ihr nachgeschickt, um sie nach Hersberg zurückzubringen. Was stand ihr bevor? Sie zitterte, heftig schlug ihr Herz, während sie den Blick voll innerer Sorge auf den Anführer der Truppe richtete.

Dieser befahl nun mit lauter Stimme:

»Wagen und Führer folgen uns! Die Hersberger Waffenknechte können heimkehren, ich bedarf ihrer Hilfe nicht! . . . «

Er sah den Abziehenden noch einige Augenblicke nach, stieg dann ab, warf den Zügel seines Pferdes dem nächsten Reiter zu und trat an den Wagen.

Ein erstickter Angstschrei begrüßte ihn, Begga fuhr entsetzt zusammen, als fürchte sie eine neue große Gefahr.

»Sei ruhig, mein Kind«, sagte er mit gedämpfter Stimme, um nicht von den Reitern gehört zu werden, »Angst und Schrecken haben nun ein Ende! Merke wohl auf das, was ich Dir sagen werde, ich habe nicht Zeit zu vielen Worten und will mich kurz fassen. Dein Vater hat Gelegenheit gefunden, unsern gnädigsten Herrn, den Herzog, mit Deinem Unglück bekannt zu machen und befahl mir darauf der Fürst, Dich zu befreien. Wir begeben uns jetzt zunächst nach Winghene; von diesem Dorfe aus zeigst Du mir den Weg, der zu dem Hause Deines Vaters führt, denn der Herzog will, daß ich Dich zu ihm begleite; seine eigne Leibwache ist es, die Dich beschützt.«

Begga traute ihren Ohren kaum, sie glaubte zu träumen; aber die ruhige und bestimmte Weise in der

der Hauptmann sprach und der Anblick der prächtig ausgerüsteten Reiter bannte jeglichen Zweifel. Sie sank auf die die Kniee, erhob die Hände zum Himmel und rief:

»O barmherziger Gott, Dein heiliger Name sei gepriesen! Segne Du unsern gütigen und gerechten Herzog! Mein armer Vater, mein guter Bruder werden ihre Gebete mit den meinigen . . . «

»Still«, sagte der Hauptmann ernst, »laß mich ausreden, und willst Du Dich dankbar zeigen, so sei ruhig und mach' kein Geräusch. — Ich bringe Dich zu dem Hause Deines Vaters, dort kannst Du eine Stunde vorläufig bleiben, während meine Reiter ein wenig rasten; dann wirst Du mit Deinem Vater und einem jungen Mann Namens Lukas den Wagen wieder besteigen und mir nach Brügge folgen, unser erhabener Herzog will Dich selbst sehn. Sag das Deinem Vater, und fürchte nichts mehr, Niemand kann Dich ferner kränken, der Herzog selbst ist Dein Beschirmer.«

Mit diesen Worten entfernte er sich, um den Reitern zu sagen, daß sie sich hinter dem Wagen zu halten hätten, dem Fuhrmann, daß er voran fahren solle. Er bestieg dann wieder sein Pferd und der Zug setzte sich in Bewegung.

Begga verhielt sich der erhaltenen Weisung gemäß vollkommen ruhig während der raschen Fahrt; wohl empfand sie das Bedürfnis, ihre Freude zu äußern, sie hätte laut jubeln, hätte vom Wagen springen mögen, um unter freiem Himmel ihrem Herzen Luft zu machen, doch befolgte sie gern den Befehl ihres Befreiers, der wohl nur der höheren Anordnung des Herzogs gemäß verfügte.

Der Zug gelangte seht an einen Kreuzweg und der Hauptmann trat an den Wagen, ungewiß, welche Richtung von nun ab einzuhalten sei.

»Erkennst Du noch nicht wo wir sind?« fragte er. »Schau einmal aus, dort hinten steht ein steinernes Kreuz, es muß ein Unglück dort geschehen sein. Du hast das Kreuz gewiß schon früher gesehen, denn Winghene kann« nicht weil mehr entfernt sein.«

Begga blickte unter dem Verdeck hervor und rief jubelnd: »Ja, ja, Herr, dass ist das Kreuz Jan des Müllers, der vor einigen Jahren todt hier gefunden wurde; wir sind nur noch eine Viertelstunde von dem Hause meines Vaters! Es ist nicht zu verfehlen nur immer gerade aus!«

»Gut, mein Kind, setze Dich jetzt wieder auf die Bank und hab' noch ein wenig Geduld; binnen kurzem wird Dein Vater Dich in seine Arme

schließen.«

Der Wagen setzte die Fahrt auf dem angewiesenen Wege fort.

Begga erkannte nun alle Gegenstände, die ihr in die Augen fielen. Am Saume des Weges hatte sie hier gespielt, dort ein Vogelnest gefunden, Brombeeren gepflückt, oder sich mit Lukas und ihrem Bruder herumgetrieben, als Alle noch klein waren. Ihr Herz schlug beinah hörbar, ihr Geist eilte dem tragen Wagen voraus, dem bescheidenen Häuschen zu, in dem ihre Wiege gestanden und das wiederzusehen sie gehofft hatte.

Plötzlich, bei einer Biegung des Weges, entfuhr ihr ein Freudenruf. Nur etwa noch einen Steinwurf weit von Ihr entfernt stand ihr alter Vater am Brunnen einen Eimer in der Hand.

Nun konnte sie ihre Ungeduld nicht länger bezwingen, sie sprang jubelnd vom Wagen, wie ein Reh lief sie über den Rasen dahin, das süße Wort: »Vater, lieber Vater!« schallte weit hinaus in den Wald.

Im nächsten Augenblicke lag sie in den Armen des Greises, der sie mit Freudenthränen in den Augen an sein Herz drückte. Doch der Anblick so vieler Krieger erschreckte ihn und ohne die geliebte Tochter aus seiner Umarmung los zulassen zog er sie mit sich fort

in das Haus.

»O mein unschuldiges Kind, meine arme Begga!« rief er hier unter erneuten Liebkosungen, »was haben die schändlichen Tyrannen Dir zu Leide gethan?«

»Nichts, Vater, gar nichts!« versicherte sie mit einem gewissen Stolz, »Gott hat mich wunderbar beschützt, er hat mich gestärkt, und ich habe nicht vergessen, daß ich Deine Tochter bin. Darum fort mit dem Gram! Laß uns die trüben Tage der Trennung vergessen und an die Gefahren, welche mich bedrohten, nur noch denken um den Himmel zu preisen für seine Hilfe, und unserm gnädigen Herzoge, meinem Befreier, zu danken . . . «

»Der Herzog Dein Befreier?«

»Ja Vater, er hat seine eigne Leibwache gesandt um mich den Händen des Herrn von Hersberg zu entreißen; die Kriegsknecht draußen vor der Thür gehören zur Leibwache unseres gnädigen Fürsten, nicht wahr, Vater, Du selbst hast ihm unser Unglück geklagt?«

»Gesegnet sei er und sein ganzes Geschlecht immerdar! Er hat Wort gehalten. Und ich Vermessener wagte es ihn anzuklagen! O Gott, verzeih mir dieses Verbrechen!

»Aber wo ist mein Bruder, wo Lukas?« rief Begga.

»Wie froh werden sie sein, mich zu sehn!«

»Nelisson ist ins Feld gegangen, um Gras für die Kühe zu holen«, antwortete der Greis in einem Ton, dessen plötzliche Traurigkeit das Mädchen nicht ohne Verwunderung wahrnahm; doch fand sie nicht Zeit darüber nachzudenken, denn der alte Thomas setzte hinzu:

»Sieh da kommt er schon! — Lukas, Lukas, rasch! Begga ist hier!«

Mit einem lauten Freudenschrei eilte der junge Mann in das Haus und fiel seiner Braut um den Hals; Thränen des Glücks drangen aus seinen Augen bei diesem unverhofften Wiedersehn und es dauerte eine Weile, ehe er Worte finden konnte, seine Empfindungen zu äußern.

»Seht Ihr wohl, Vater Eberzahn«, sagte er endlich, »das; meine Hoffnung mich nicht getäuscht hat? Ihr wolltet von den vornehmen Herren niemals etwas wissen, aber nun müßt Ihr selbst mir zugestehn, dass sie großmüthig sind. Selbst der, welcher unsere Begga in seiner Gewalt hatte ohne ihr Übles zu thun, verdient unsern Dank, ich möchte ihm die Hand dafür küssen.«

»Lukas, Lukas, bist Du von Sinnen?« brummte der alte Thomas, vergissest Du denn unsern armen Jakob?«

»Ich kamt Dir die traurige Nachricht nicht länger vorenthalten, mein Kind«, sagte der Greis, ihre beiden Hände fassend, »sei stark und suche Dich zu fassen. Als der böse Ritter Dich fortführte, eilte Dein Bruder ihm nach und suchte Dich zu befreien, der Räuber aber stieß ihm den Degen in die Brust — Du hast das nicht gesehn, weil Du vor Schrecken ohnmächtig warst. — Ich brachte den Verwundeten hierher und suchte nach besten Kräften . . . «

»O Gott, was werde ich hören müssen!« rief Begga entsetzt, »und jetzt? wo ist mein Bruder jetzt?«

Der Greis wies feierlich zum Himmel und antwortete, während zwei große Thränen in seinen Augen glänzten:

»Unser lieber Jakob ist mit Deiner seligen Mutter vereint, in Gottes Schoß.«

»Ein einziger Schrei tönte durch das Zimmer; Begga sank in die Arme ihres Vaters, der sie an den Tisch führte und auf einen Stuhl niederließ.

Die Besinnung verlor sie nicht; sie legte die Hände vor die Augen und vergoß einen Strom von Thränen in stummen Schmerz.

Auch der alte Eberzahn und Nelisson weinten still.

Bald jedoch suchten die beiden Männer sie zu trösten und ihr vor die Seele zu führen, daß das

Unglück durch alles Leid, durch alle Thränen sich nicht ändern ließe und der Mensch sich dem heiligen Willen Gottes demüthig unterwerfen müsse. Begga aber, von dein Gedanken gequält, daß ihr guter Bruder seine Liebe zu ihr mit dem Leben bezahlt hatte, verwarf allen Trost, sie antwortete nicht einmal auf die sanften Worte ihres Vaters, und als Lukas endlich ihre Hand nehmen wollte stieß sie ihn entrüstet zurück.

»Fort!« riet sie, »Du der noch von Dank redete der die Hand des elenden Mörders küssen möchte, an der das Blut meines Bruders klebt!«

»O verzeih mir, ich wußte nicht, was ich redete«, bat Lukas, »die Freude, Dich wiederzusehen, hatte mir die Sinne verwirrt.

Jetzt trat der Hauptmann in das Haus und fragte:

»Nun seid Ihr reisefertig? Die Zeit vergeht, es wird Bereits Abend, bevor wir die Thore von Brügge erreichen. Darum beeilt Euch, längeres Warten ist unmöglich.«

»Reisefertig? Wir sollen nach Brügge?« fragte der Greis bestürzt.

»Hat Eure Tochter Euch nichts davon gesagt? Der Herzog will Euch sehn, Euch, dieses Mädchen und einen den jungen Mann, welcher Lukas heißt.«

»Mich? Der Herzog will mich sehen? O Gott was

bedeutet denn das?« rief Nelisson erbleichend.

»Gewiß nur Gutes«, lautete die Antwort. »Ihr werdet sicherlich die hohe Gunst nicht in beklagen haben, welche der Herzog Euch zu erzeigen geruht. Jedenfalls aber muß der Befehl vollzogen werden, darum rüstet Euch, ich gebe Euch nur noch wenige Minuten.«

Damit verließ der Hauptmann das Haus.

»Komm Begga, sei guten Muths, sagte der alte Eberzahn, »wir müssen uns unterwerfen.«

Zu seiner großen Verwunderung erhob sich Begga ohne Zaudern und sagte, die Thränen aus ihren Augen trocknend:

»Ja, Vater, dem Befehle eines so gnädigen Herrn müssen wir freudig gehorchen; auf laßt uns gehn.«

»Aber wer wird in unserer Abwesenheit das Vieh besorgen«, murmelte der Greis bekümmert. »Wenn doch wenigstens Lukas hier bleiben könnte.«

»Unmöglich Vater; der Herzog selbst hat seinen Namen genannt und gesagt, dass er mitkommen solle.«

»Ich hab's gefunden!« rief Nelisson; »wir fahren an unserm Hause vorüber, ich steige rasch ab und bitte meinen Bruder, heute Nacht hier zu schlafen und bis zu unserer Heimkehr für Alles zu sorgen.«

»Richtig, so ist es gut«, sagte der Greis, »packen wir nun schnell unsere Sonntagskleider zusammen, denn so, wie wir sind, können wir vor dem Herzoge nicht erscheinen.«

Kurz darauf trat der alte Thomas, ein Bündel Kleidungsstücke tragend, mit seiner Tochter aus dem Haus; Nelisson folgte ihnen.

Der Hauptmann ließ sie den Wagen besteigen und gab Befehl zur Abreise.

VI.

Der Morgen, welcher dem Tage folgte, an dem Herzog Karl sein strenges Urtheil über den Junker Walter ausgesprochen, sah eine zahlreiche Schaar von dessen Verwandten im Hause der Frau von Hameide versammelt; mehr als zwanzig Ritter, den edelsten Geschlechtern Flanderns angehörend waren zugegen.

Nach vielen vergeblichen Versuchen war es der Mutter Walters endlich gelungen, eine Audienz beim Herzoge zu erlangen und dem Brauche der Zeit gemäß wollte sie nun, von ihren Angehörigen begleitet einen Kniefall vor dem Landesherrn thun und ihn um Gnade anflehn.

Spuren tiefen Kummers waren in ihren und ihrer Tochter Zügen erkennbar, jetzt aber zeigten sie Beide keine Niedergeschlagenheit mehr, die ermuthigenden Zureden der Ritter hatten ihnen Vertrauen eingeflößt. Alle ohne Ausnahme waren der Ansicht, daß es des Herzogs Absicht nicht sein könne, das Urtheil vollzieh zu lassen, ein Sühnegeld, vielleicht eine beträchtliche Summe würde das Ende sein.

Den klarsten Beweis, daß der Fürst durch nicht

ernstgemeinte Drohungen den Junker Walter schrecken wolle, erkannte man in der von ihm gestellten Bedingung; der Herzog wußte ja doch so gut wie Jeder, daß eine Heirath zwischen einem Ritter aus adligem Blute und einem Bauernmädchen geradezu unmöglich war; er selbst würde der erste sein, der sich einem solchen Schritt widersetzte wenn es je einem Edelmann einfallen könnte, sich und seinen Stand derartig zu erniedrigen.

Was indessen den Damen noch größere Zuversicht einflöbte war die Anwesenheit des alten Herrn von Vassenare, des Oheim's mütterlicherseits und Pathen Walters; derselbe war im Dienste seiner Fürsten ergraut, und hatte sich durch Tapferkeit im Krieg und klugen Rath in Staatsangelegenheiten einen bedeutenden Ruf und großen Einfluß erworben.

Nach seinem Dafürhalten sollte man bei der bevorstehenden Audienz den Herzog demüthig um Gnade anflehn und alle Gründe geltend machen, die ihn zum Widerruf seines harten Urtheils bewegen könnten. Blieben diese Versuche ohne Erfolg, so wollte der Herr Vassenare furchtlos den ungesetzlichen Anmaßungen des Fürsten entgentreten, er wollte das Recht der Stadt Brügge anrufen, deren Bürger Walter war, und ihn vor das Schöffengericht stellen lassen. Der Herzog würde es nicht wagen, sich

öffentlich über das Gesetz zu stellen, und wie das Urtheil des Schöffengerichtes lauten würde war vorauszusehn.

Als die Stunde der Audienz gekommen war, verließ Frau von Hameide, von ihren Freunden und Bekannten gefolgt, ihre Wohnung und begab sich zum Schlosse.

Im Vorsaal traf sie noch viele Ritter vom Hofe des Fürsten selbst, die ihr Muth einredeten und die Überzeugung aussprachen, daß der Herzog, der gestern sehr schlechter Laune gewesen, heute milder gesinnt sein und auf seiner unerhörten Forderung hinsichtlich der Heirath nicht mehr bestehen würde.

Sie brauchten nicht lange im Vorsaal zu warten schon nach wenig Minuten erschien ein Herold der sie aufforderte, ihm zu folgen, gleichzeitig betraten Alle den großen Audienzsaal, an dessen Eingang sie stehen blieben.

Der Herzog saß auf seinem Thron. Er halte offenbar an diesem Tage noch keine fürstliche Abgesandten empfangen, denn es fehlte an der bei solchen Gelegenheiten üblichen Entfaltung von Pracht, auch war nur eine geringe Zahl von Höflingen und Dienern anwesend.

Eine Zeitlang ruhte der Blick des Herzogs auf der

Mutter Walters und auf den Rittern ihres Gefolges; mit einem gewissen Wohlgefallen betrachtete er die alte Edelfrau, deren ehrfurchtgebietenden und noch immer schönen Züge und deren stattliche Haltung ihr das Aussehen einer Königin gaben; dabei entging es seiner Beobachtung nicht, daß diese Züge statt Kummer und Angst zu kennzeichnen, vielmehr den Stempel der Entrüstung oder wenigstens des beleidigten Stolzes trugen. Nur in den Augen von Walters Schwester sah er Thränen schimmern. Die Gegenwart Adolphi von Eerneghem schien ihn unangenehm zu berühren, ein Ausdruck des Mißbehagens, etwas wie ein Lächeln bitteren Scherzes durchzuckte sein Gesicht, als er den jungen Ritter bemerkte.

Langsam erhob er sich von seinem Sessel, stieg auf die unterste Stufe des Thrones hinab und gab durch ein Zeichen zu verstehn, daß er bereit sei anzuhören, was man ihm zu sagen hätte.

»Tretet näher!« befahl er.

Frau von Hameide mit ihren Begleitern gehorchte; Alle näherten sich dem Fürsten, knieten nieder und riefen mit erhobenen Händen:

»Gnade! Gnade!«

Das Haupt tief gesenkt erwarteten sie still die

Antwort des Herzog.

»Steht Alle auf . . . Redet, Frau von Hameide wir hören!« gebot er.

Die Ritter thaten, wie ihnen geheißten war. Die Edelfrau trat vor und sagte ohne große Aufregung an den Tag zu legen:

»Erhabener Herr, es ist eine gebeugte Mutter, die um Gnade fleht für ihren einzigen Sohn, den letzten Sprossen eines alten Geschlechtes in dessen Jahrbüchern auf jeder Seite eine That der Tapferkeit und der Treue gegen den Fürsten verzeichnet steht. Ich leugne es nicht, mein armer Sohn hat sich in jugendlichem Leichtsinn eines schweren Vergebens schuldig gemacht, aber gnädiger Herr, wiegt denn das Leben eines Elenden, der mit seinen gemeinen Händen einen Ritter anzutasten wagte, wiegt die gekränkte Ehre eines Bauernmädchens so schwer, wie das Leben meines edlen Kindes, wie der Glanz und das Fortbestehn eines adligen Geschlechtes, dessen Stammbaum in der Nacht der Zeiten wurzelt? — Beim ersten Vernehmen Eures all' zu strengen Urtheils wurde mein Mutterherz von furchtbarer Angst erfüllt; bald aber sagte mir mein Beistand, daß es unrecht von mir sei zu glauben, dieses Urtheil könne indem Willen des Fürsten unwiderruflich

begründet sein. Ew. Hoheit sind das Haupt und der Schirmherr des Ritterhums. Gott selbst hat Euch den Beruf zugewiesen, uns gegen Unrecht, Schmach und Erniedrigung zu schützen, wohingegen wir immer bereit sind, für Eure Ehre unser Blut zu vergießen, Ew. Hoheit wollen mir diese kühnen Worte verzeihn. Ich gestehe, daß mein Sohn strafbar ist, und für seinen unvorsichtigen Fehltritt Sühne leisten muß. Wir sind in aller Demuth bereit uns Eurem Richterspruche zu unterwerfen und die Leute, gegen welche mein Sohn sich verfehlt Eurem hohen Willen gemäß zu entschädigen. Unser Recht also ist es nicht das ich anrufe, sondern Eure Gnade, erhabener Herr, um die ich mit gefalteten Händen flehe . . . Gnade, o Gnade!«

Und: »Gnade, Gnade!« wiederholten alle Anwesenden.

»Hat noch sonst Jemand mir etwas zu sagen das zur Vertheidigung des Junkers dienen konnte?« fragte der Herzog, ohne die Bitte der Frau von Hameide zu beantworten.

Ein schon bejahrter Ritter, der Herr von Halewyn, verbeugte sich tief vor dein Fürsten und sprach:

»Gnädiger Herr, gestattet einem Eurer treuesten Diener den Versuch, ein Urtheil abzuwenden, dessen Strenge die ganze Ritterschaft mit Schrecken vor der

Zukunft erfüllt. Soll denn fortan wirklich kein Unterschied mehr bestehn zwischen den Sprossen altadliger Häuser und jenen armseligen Bauern, die sich nur in Folge unserer zu großen Nachgiebigkeit aus dem Sklavenstande emporgearbeitet haben? Ach erhabener Fürst, das kann Eure Absicht nicht sein! Alle, die edler Herkunft sind, Alle, die hier bittend vor Euch stehn, die auf mehr als einem Schlachtfelde ihr Leben im Dienste ihres Landesherrn gering geachtet haben, erheben mit uns ihre Stimmen und flehn Euch an, dem Ritterthum diesen blutigen Hohn zu ersparen! O habt Erbarmen mit dem Junker von Hameide als mit uns allen.«

Wieder stimmten die Anwesenden ein in diesen Ruf.

Der Herzog schwieg noch immer.

Jetzt trat Adolph von Eerneghem vor; die persönlichen Verdienste seines Freundes Walter zur Geltung zu bringen und wollte zuerst daran erinnern wie muthig der Junker von Hameide in der blutigen Schlacht von Montlery unter des Herzogs eigenen Augen gefochten; kaum aber hatte er einige Worte gesprochen, als der Fürst ihn zornig unterbrach.

»Schweigt! es ist genug!« rief er aus. »Herr von Eerneghem, wie dürft Ihr es wagen, in dieser

Angelegenheit vor uns zu erscheinen? Wollten wir wirklich streng und vollkommen gerecht sein, so müßten wir auch Euch in's Gefängniß werfen und zum Tode verurtheilen lassen! Wisset Ihr nicht, daß das Gesetz dem Helfershelfer dieselbe Strafe wie dem Verbrecher zuerkennt? Es ist uns nicht unbekannt, welche Rolle ihr in dieser traurigen Sache übernommen habt; da Ihr indessen Mitleiden zeigtet mit dem armen Opfer, so wollen wir zu euren Gunsten annehmen, daß der böse Anschlag Eure volle Billigung nicht hatte. Vergeßt niemals, in welche Gefahr Eure Unbesonnenheit Euch gebracht! Wir verzeihn Euch den Versuch, den Ihr, Eurem unglücklichen Freunde zu Liebe, zu unternehmen wagtet, aber es geziemt Euch nicht, unter den obwaltenden Umständen zu uns zu reden.«

Bestürzt und tief betrübt wandte sich Adolph schweigend ab.

Der Herzog ließ seinen Blick noch eine Weile auf der Versammlung ruhn, abwartend, ob noch sonst ein Ritter für den Verurtheilten sich verwenden würde; dann nahm er selbst das Wort und sagte mit feierlichem Nachdruck:

»Das Gesetz, welches angesichts schwerer Verbrechen keinen Unterschied kennt zwischen Edlen

und Unedlen spricht über Mörder und Frauenräuber die Todesstrafe aus. Der Junker von Hameide hat mithin zwiefach das Leben verwirkt. — Bei unserer Thronbesteigung nahmen wir in allen Städten unseres Reiches Gott zum Zeugen, dass wir das Gesetz achten und ihm Achtung verschaffen wollten. Diesen Eid werden wir halten. Wir wissen sehr wohl, daß während der langen Regierung unseres seligen Vaters vielerlei Mißbrauch und große Sittenlosigkeit eingerissen ist. Wir wissen ferner, daß es unter einigen Gliedern der Ritterschaft zur Gewohnheit wurde, Leben, Ehre und Eigenthum unedel gebotener Landbewohner nicht höher zu achten, als wenn diese armen Leute mit ihrem Vieh auf gleicher Stufe ständen. Wir wissen endlich, daß die Opfer der Willkür ihren Fürsten bei Gott anklagen und zu Ihm um Rache schreien gegen uns und Euch. Das muß anders werden, meine Herren, und das einzige Mittel eine Änderung herbeizuführen ist: dem Gesetze seinen Lauf zu lassen, ohne das Ansehn der Person zu berücksichtigen.«

»Daß Ihr Alle unsern Vorvätern große Dienste geleistet habt und noch jetzt bereit seid, Euer Blut für den Thron und das Vaterland zu vergießen, vergessen wir keineswegs«, fuhr der Herzog nach einer kurzen Pause fort. »Was nun den Junker von Hameide betrifft, so wird jeder gesehen haben, daß wir im

Begriff standen, unsere besondere Gunst ihm zuzuwenden. Wenn wir aber einerseits bereit sind, das Verdienst zu belohnen, so erfordert andererseits die Gerechtigkeit von uns, daß wir mit gleicher Gewissenhaftigkeit die Missethaten bestrafen. Der Junker von Hameide hat eine doppelte Schuld auf sich geladen, an ihm müssen wir ein Beispiel aufstellen. Ein Gefühl des Erbarmens mit seiner armen Mutter veranlaßte uns von unserm Recht der Begnadigung, Gebrauch zu machen und ihm das Leben zu schenken unter der Bedingung, das entführte Mädchen zur Ehe zu nehmen . . . «

Ungeachtet ihrer tiefen Ehrfurcht vor dem Herzoge legten die Ritter durch ihre Gebärden und durch ein unzufriedenes Gemurmel die Entrüstung an den Tag, mit welcher dieser Ausspruch sie erfüllte.

»Freilich, Ihr Herren«, fuhr der Herzog fort »der Tod erscheint Euch weniger schrecklich als eine so demüthigende Heirath.«

»Wenn der Junker von Hameide sein Verbrechen mit dem Tode bezahlt, so werden Alle, mit Ausnahme seiner nahen Verwandten, sein Verschwinden von dieser Welt bald vergessen, wohingegen eine Verbindung, durch die er die gekränkte Ehre eines Bauernmädchens mit der Ehre seines Geschlechtes

einlöst, als ein abschreckendes Beispiel auf ewig dem Gedächtnisse unserer Nachkommen sich einprägt. Aus diesem Grunde eben haben wir unser Urtheil unwiderruflich festgestellt: Der Junker heirathet das Mädchen oder sein Kopf fällt unter dem Beil des Henkers.«

Jungfrau Aleidis allein schien den Ernst der Lage zu fühlen; ein Angstruf entfuhr ihren bebenden Lippen und sie bedeckte mit der Hand die Augen um ihre Thränen zu verbergen.

Die Übrigen blickten den Herrn von Vassenare an, als wollten sie sagen, das; jetzt die Reihe zu reden an ihn gekommen sei.

Und in der That näherte der greise Ritter sich dem Fürsten und begann nach einer tiefen Verbeugung:

»Erbabener Herr, meine Treue, meine Ergebenheit sind Euch bekannt. Mein ganzes Leben legt Zeugniß ab, daß Niemand eine größere Ehrfurcht und Liebe zu seinem Fürstenhause hegen kann. Wenn ich mich so verhängnißvollen Ereignissen gegenüber gezwungen sehe, mit einer Offenherzigkeit zu Euch zu reden, die an Vermessenheit grenzt, so wollet Eurem unterwürfigen Diener darob nicht zürnen, denn die Ergebenheit gegen meinem Herrn erleidet dadurch keinen Abbruch.«

»Fürchtet nichts, Herr von Vassenare«, antwortete der Herzog, »vertheidigt Euren Neffen in voller Freiheit.«

»Ihr erklärtet«, sagte der Greis, »daß Ihr die Gesetze, welche Ihr beschworen, ausführen und ausführen sehen wolltet, gestrenger Herr. Diese Pflichttreue ist ohne Zweifel angenehm in den Augen Gottes, sie ist zugleich aber auch unsere letzte und festbegündete Hoffnung. Das Gesetz von Brügge nun, das gleichfalls von Euch mit einem heiligen Eide beschworen wurde, bestimmt ausdrücklich, daß kein Bewohner, kein Bürger der Stadt seinen zustehenden Richtern entzogen werden darf. Kraft dieses Jahrhunderte alten Vorrechtes kann mithin kein Bürger Brügges vor ein anderes Gericht als vor die Schöffenbank gestellt werden. Indem wir uns nothgedrungen auf dieses unbestreitbare Vorrecht stützen, bitten wir Ew. Hoheit zu befehlen, daß der Junker von Hameide vor die Schöffenbank geführt werde, damit diese die Anklage prüfe und das Urtheil spreche.«

Ein bittres Lächeln trat auf des Herzogs Lippen, überrascht und sichtlich unzufrieden schüttelte er gedankenvoll den Kopf.

»Unser weiser und gnädiger Fürst wird sich nicht

über das Gesetz stellen wollen, dessen treue Handhabung er vor Gott gelobt hat, schloß der alte Herr von Vassenare seine wohlüberlegte Rede.

»Wir verstehn Euch«, antwortete Herzog Karl nicht ohne einen leisen Anflug des Unwillens, »Ihr glaubt, das Schöffengericht würde den Junker freisprechen oder ihm eine Geldbuße auferlegen.«

»So hoffen wir, gnädiger Herr. Recht ist Recht und Ihr werdet es uns nicht übel deuten, wenn wir, um einen unglücklichen Ritter von Tod und Schande zu erretten, ein Privilegium anrufen, das bis jetzt von all' unseren Fürsten anerkannt und geehrt worden ist.«

»Ihr seid ein gewandter Wortführer, Herr von Vassenare«, sagte der Herzog, »gleichwohl konntet Ihr Euch in Euren Erwartungen täuschen. Wie dem auch sein mag, Recht ist Recht, und wir beabsichtigen keineswegs, uns über das Gesetz zu stellen. Es geschehe also wie Ihr begehrt; wir werden die nöthigen Anordnungen treffen, den Junker von Hameide vor das Schöffengericht stellen zu lassen. Das Urtheil falle dann aus wie es wolle, es soll ausgeführt werden. Geht nun in Frieden.«

»Erhabener Herr«, sagte Frau von Hameide, »es ist mir so überaus schmerzlich, meinen armen Sohn nicht trösten zu können. O, erweist Euch mir wenigstens

darin gnädig, ich flehe um die Erlaubniß, meinen Sohn in seinem Gefängnisse zu besuchen.«

»Habt Ihr vor, ihn zu der Vermählung mit seinem Opfer zu bestimmen?« fragte der Fürst. »Nein, nicht wahr? Ihr schweigt? Schlechten Rath wollt Ihr ihm geben? . . . Es bleibt bei dein was ich gesagt habe, Niemand soll dem Verurtheilten nahen.«

Frau von Hameide zog sich mit ihren Begleitern zurück. Auf den Gesichtern Aller glänzte neues Vertrauen, in ihren Augen ein Funken siegesgewisser Freude.

Der Herzog sah ihnen mit einem bitteren Lächeln nach und murmelte in sich hinein:

»Sie glauben mich in der Schlinge zu haben, sie bilden sich ein, der Schuldige würde der Todesstrafe und der gefürchteten Heirath entgehen . . . Nun, nun, wir wollen, doch sehn, wie dieses Trauerspiel endigen wird.«

Er winkte einen der Herolde zu sich heran und sagte:

»Geh zum Schulzen von Brügge und entbiete ihn sofort hierher, er soll im Vorsaal warten bis wir ihn rufen lassen.«

Als Walters Mutter mit ihrem Geleite aus dem Thronsaal trat, sagte Adolph laut genug, um auch von

einigen Andern verstanden zu werden:

»Seht dort, edle Frau, das Mädchen, welches an der Thür neben dem alten Bauer steht das ist . . . «

»Die Dirne, die mein Sohn zur Gemahlin nehmen soll?«

»Ja, das Bauernmädchen von Winghene.«

In der That, da stand der alte Eberzahn mit seiner Tochter und Lukas. Zwei herzogliche Diener hielten sich an seiner Seite, zum Zeichen, daß sie unter dem Schutze des Fürsten standen.

Das Erscheinen des glänzenden Zuges hatte ihre Aufmerksamkeit erregt und sie blickten neugierig auf; es verwirrte und schmerzte sie zugleich zu sehn, mit welch' vernichtender Wegwerfung die Augen der Edelfrauen und Ritter auf sie gerichtet waren, ja, sie glaubten selbst zu hören, das; man ihnen Scheltworte zurief. Begga wandte beschämt den Blick zur Erde; der alte Thomas blieb anscheinend kalt und unberührt, Lukas dagegen verbeugte sich tief und versuchte zu lächeln, um wo möglich eine günstige Stimmung bei den vorübergehenden Edelleuten zu wecken.

Schon seit mehr als einer Viertelstunde standen die Armen da, dem geheimen Spott der Höflinge und Schildknappen preisgegeben, bis sie endlich durch einen Herold befreit wurden, der sie aufforderte, ihm

zum Herzoge zu folgen.

Als sie in den großen Saal traten und den Fürsten erblickten, der, von Leibwachen mit gezogenen Degen umgeben, an seinem prächtigen Thronsessel stand, entsank ihnen der Muth; Lukas zumal war so bestürzt, daß die Knie unter ihm wankten und er sich hinter dem alten Thomas zu verbergen suchte.

»Seid ohne Furcht«, sagte der Herzog, »hier erwartet euch nichts Übles, im Gegentheil, ich werde zu vergüten suchen, was ihr gelitten habt, darum tretet näher!«

Eberzahn und Begga gehorchten und sanken dann vor dem Fürsten ans die Kniee: hinter ihnen knieete auch Lukas, den Kopf fast bist zur Erde geneigt.

»O gnädiger Herr«, rief der alte Landmann mitgefaltenen Händen, »schenkt mir Eure Verzeihung! In wahnsinniger Vermessenheit wagte ich meinen Fürsten anzuklagen, aber meine Reue ist eben so groß wie mein Vergehn. Nie werden wir aufhören, für unsern großmüthigen Beschützer zu Gott zu flehn. Ihr habt mir mein Kind zurückgegeben, der Segen des Himmels möge Euch tausendfach lohnen!«

»Alles ist vergeben und vergessen, guter Alter«, erwiderte der Fürst, »steht auf, . . auch Ihr, junger Mann! Was zittert Ihr nur? Es thut Euch keiner etwa

zu Leide. Hört nun aufmerksam an, was ich Euch zu sagen habe . . . Euer Sohn ist todt, ich kann ihn nicht erwecken. Die Ehre Eurer Tochter ist verletzt . . . «

»Nein, nein, gnädigster Herr, wir wissen im Gegentheil, daß sie unversehrt ist und Gott weiß es auch!« rief Thomas.

»Das mag sein, aber die Welt urtheilt anders, Ihr müßt schadlos gehalten werden. Wenn man Euch Geld, viel Geld böte, würdet Ihr Euch dann befriedig erklären?«

»Geld?« murmelte der Greis in stiller Entrüstung. »Geld für das Leben meine guten Jakob? Ach gnädiger Herr, ich bitte Euch, laßt nicht zu, dass davon die Rede sei! In jedem Geldstück würde ich glauben einen Tropfen von dem Blute meines Sohnes zu sehn, es würde mir in den Händen brennen. Geld begehre ich nicht von Euch, o Herr, nur Recht!«

»Recht, freilich«, sagte der Herzog; »Recht habe ich Euch widerfahren lassen, als ich den strafbaren Junker zum Schafott verurtheilte, aber was kann sein Tod Euch nützen? Ich habe einen andern Weg gefunden, der Ritterschaft und der Welt ein abschreckendes Beispiel aufzustellen und zugleich Euch eine ausreichende Genugtuung zu verschaffen. Mein zweiter Richterspruch geht unwiderruflich dahin, daß

der Junker von Hameide Eure Tochter zu seiner rechtmäßigen Gattin erheben soll.«

Die armen Leute trauten ihren Ohren kaum; sie erbleichten alle drei und blickten in stummem Staunen den Herzog an.

»Nun, was sagst Du dazu, mein Kind?« fragte dieser zu Begga gewendet; »Du wirst die Frau eines Ritters sein und als Herrin in einer Burg wohnen.«

Das Mädchen unterdrückte gewaltsam die hervorquellenden Thränen, Entrüstung und Haß gegen ihren Räuber gaben ihr die Fassung wieder und mit fester, klarer-Stimme antwortete sie:

»Verzeiht, gnädiger Herr, daß ich mich Eurem Willen zu widersetzen wage, aber wie kann ich, die Schwester des armen Jakob, die Gattin seine grausamen Mörders werden, wie kann ich eine Hand annehmen, die gefärbt ist mit seinem Blute? Ach, ich bin nur ein schwaches, armseliges Mädchen, aber keine Macht der Erde wird mich zwingen zu solch unwürdiger Ehe zu schreiten.«

Mit jedem Worte, das sie sprach, steigerte sich Begga's Eifer, aus ihren Augen strahlte ein Ehrgefühl, ein Selbstbewußtsein, das den Herzog in Erstaunen setzte; er mußte sich gestehen, so war sie wirklich schön zu nennen.

»Und was ist Eure Ansicht?« fragte er den alten Eberzahn.

»Ich stimme ganz mit meiner Tochter überein«, versetzte dieser ruhig und fest »Selbst wenn es nicht an und für sich schon eine Rohheit wäre, den Mörder des eigenen Bruders zu heirathen, würde ich mit allen Kräften einer solchen Verbindung widerstreben. Was kann meinem armen Kinde erblühen als eine unaufhörliche Qual aus dem Leben an der Seite eines Mannes, der in ihr nur die verhaßte Ursache seines Unglücks, seiner Schande sehen würde.«

»Dein Junker von Hameide bleibt aber keine andere Wahl als diese Heirath oder der Tod des Schafott; Ihr wollt mithin seinen Tod.«

Thomas Eberzahn senkte den Kopf und schwieg.

»Sein Leben ist in Eurer Hand; entscheidet!«

Lukas flüsterte dem Greise in's Ohr:

»O Vater, habt Erbarmen mit dem armen Ritter, legt ein gutes Wort für ihn ein! Er hat ja Begga nichts zu Leide gethan.«

»Nein, gnädigster Herr, seinen Tod wollen wir nicht«, sagte der Alte, »da sei Gott vor! Wenn ich aber meine unschuldige Tochter opfern soll, um den Mörder meines Sohnes zu retten, dann in Gottes Namen treffe ihn die gerechte Strafe seines

Verbrechens.«

»Alle widerstehn mit demselben Eigensinn meinem Willen«, murmelte der Herzog verdrossen, »aber das letzte Wort in dieser Sache ist noch nicht gesprochen . . . Geht nun wieder zu Eurer Herberge zurück, und bleibt dort, bis ich Euch erlaube heimzukehren, meine Diener werden Euch begleiten. Lange wird es nicht dauern, morgen wird Alles sein.«

Mit diesen Worten wandte er sich einer Seitenthür zu und verließ den Saal, von nur drei oder vier Dienern gefolgt. Als er sein gewohntes Arbeitszimmer wieder erreicht hatte, sagte er zu einem derselben:

»Sieh einmal nach, ob der Schultheiß von Brügge bereits gekommen ist und führe ihn zu mir.«

Gleich darauf trat der Verlangte ein; er war ein Mann von etwa fünfzig Jahren, mit ernstern, ruhigen Zügen.

»Schließt gefälligst die Thür und seht Euch mir gegenüber aus diesen Stuhl hin, Herr Schultheiß«, sagte der Fürst, »ich muß einen Augenblick in dringender Angelegenheit mit Euch reden . . . Wißt Ihr, wie die Sache mit dem Junker von Hameide sich verhält?«

»Sie ist in aller Leute Munde, gestrenger Herr«, lautet die Antwort, »ob aber alles wahr ist, was man

sich erzählt . . . «

»Er hat eine junge Bauerndirne entführt und ihrem Bruder, der sie befreien wollte, mit seinem Degen das Herz durchbohrt. Ich, als erster Richter Flanderns, hatte ihn zum Tode verurtheilt, aber er ist ein Bürger von Brügge und seine Verwandten berufen sich mir gegenüber auf das Recht der Stadt. Wiewohl ich dieses Recht, wenn es ein Glied der Ritterschaft betrifft, mit vollwichtigen Gründen bestreiten könnte, so will ich selbst nicht dem Anschein nach mich weigern, dem Gesetze den Vorrang zu lassen und habe in Folge dessen beschlossen, den Junker von Hameide vor das Schöffengericht zu stellen, das ich Euch heute noch zu versammeln beauftrage. Laßt dann den Angeklagten vorführen hinlänglich bewacht, daß außer den Richtern Niemand mit ihm rede.«

»Es soll geschehen genau wie Ew. Hoheit befehlen«, antwortete der Schultheiß sich erhebend.

»Nein, bleibt noch einen Augenblick, Herr Schultheiß«, sagte der Herzog. »Es handelt sich in dem vorliegenden Falle um ein zweifaches Verbrechen, um Frauenraub und Mord. Der Missethäter gesteht seine Schuld; welches Urtheil meint Ihr werden die Schöffen über ihn sprechen?«

»Das kann ich im Voraus nicht bestimmen,

gnädiger Herr«, stammelte der Beamte verlegen, »die Richter sind frei . . . «

»Sucht mich nicht zu täuschen, es wäre vergebens«, sagte der Herzog ergrimmt. »Ihr wißt so gut wie ich, wie man in solchen Fällen Recht oder vielmehr Unrecht zu sprechen pflegt. Also frei heraus mit der Sprache, ich befehle es!«

»Gestrenger Herr«, versetzte der Schultheiß, »man darf den Stand der betreffenden Persönlichkeiten nicht außer Acht lassen. Der Angeklagte ist ein Ritter aus edlem Hause . . . «

»Und außerdem ein Verwandter von Euch, nicht wahr?«

»Oh nur ein sehr entfernter Verwandter, gnädiger Herr! . . . Der Kläger dagegen ist ein Mann von niedriger Geburt.«

»Und folglich werden die Schöffen den Ritter nur zu einer Geldstrafe verurtheilen?«

»So glaube ich, gnädigster Herzog.«

»Aber das Gesetz erkennt den Unterschied der Stände nicht an!«

»Es ist seit lange so der Brauch.«

»Nun, diesen Brauch will ich aufgehoben sehn! Wie, um einen Frauenräuber der wohlverdienten Strafe zu entziehn wagt man, dass Gesetz gegen den Fürsten

selbst anzurufen, und nun sollten die Schöffen sich erkühnen, dieses Gesetz zum Nutzen des reichen und vornehmen Verbrechers nach eigenem Gefallen zu verdrehn und zu schänden? Das muß ein Ende nehmen, sage ich Euch! Das Gesetz soll herrschen über mich, über Euch, über Alle! Ja, ich sehe voraus, daß ich auf Widerstand stoßen werde, ist es ja doch schwer, selbst den schreiendsten Mißbrauch zu vernichten aber glaubt es mir, Herr Schultheiß, fortan werde ich nicht mehr dulden, daß man die heilige Gerechtigkeit mit Füßen trete, und müßte auch das Blut der Richter unter dem Beil des Henkers fließen, versteht mich recht, Herr Schultheiß, ich würde selbst die Köpfe ungetreuer Beamten nicht verschonen. Geht nun, und thut Eure Pflicht: und wenn Ihr die Schöffen säumig findet, so führt ihnen das ist Gesetz vor Augen.«

»Laßt sie nicht vergessen und vergesst auch Ihr nicht, dass der Fürst von Gott berufen ist, in seinen Staaten der Richter der Richter zu sein.«

Bleich vor Schrecken und an allen Gliedern zitternd, verließ der Schultheiß mit vielen Verbeugungen das Gemach, um die Befehle seines Herrn auszuführen.

VII.

Der Tag war schon weit vorgeschritten, in wenig Stunden mußte der Abend hereinbrechen.

Frau von Hameide saß neben ihrer Tochter, in einer Ecke des Zimmers kniete ein geistlicher Herr; es war ein Kanonikus von St. Peter zu Tourout ein anderer Oheim Walters, der auf die Nachricht von der gefahrvollen Lage seines Neffen herbeigeeilt war, um Frau von Hameide zu trösten und zu der Rettung ihres Sohnes mitzuwirken.

Anfangs hatte er Walters doppeltes Vergehen streng getadelt, gleichwohl erschien auch ihm das Urtheil unverhältnismäßig hart und er wandte gleich nach seiner Ankunft alles auf, beim Herzoge vorgelassen zu werden, um wenigstens die Erlaubniß zu erlangen, den Junker als Priester in seinem Gefängnisse zu besuchen, aber vergebens. Niemand durfte an diesem Tage dem Fürsten nahen. Erst am folgenden Morgen gegen neun Uhr wollte er die verschiedenen Bitten und Klagen anhören, und was den Gefangenen anging, so waren die strengsten Maßregeln getroffen um zu verhindern, daß außer den Richtern irgend Jemand mit ihm spräche.

Man wußte, daß das Schöffengericht eben jetzt in der Burg versammelt und im Begriff war, das Urtheil zu fällen. Der Schultheiß, ein Verwandter und sehr guter Freund des Hauses, hatte versprochen, gleich nach erfolgtem Ausspruch einen Boten zu senden und die Familie von der Entscheidung in Kenntniß zu setzen. Keiner zweifelte an einem günstigen Bescheid, denn zu Geldopfern, mochten sie auch groß sein, war man gern bereit, dennoch flöste der Gedanke, daß in diesem Augenblicke über Walters Leben und Ehre entschieden wurde, Allen eine nicht zu bewältigende Angst ein, die sie durch Stillschweigen vor einander zu verbergen suchten; waren doch auch alle Worte der Ermuthigung und des Trostes bereits erschöpft!

Plötzlich wurde Frau v. Hameide von einem krampfhaften Zittern befallen und in dem Ton der größten Bestürzung rief sie aus:

»O Gott, wenn nun das Schöffengericht ihn zum Todeverurtheilte!«

Adolph faßte voll Theilnahme ihre Hand.

»Wie möcht Ihr Euch selbst so nutzlos quälen«, sagte er. »Und auch Du, meine gute Aleidis, trockne Deine Thränen! Wissen wir denn nicht, wie die Schöffen stets in solchen Fällen entscheiden? Warum sollten sie denn allein Walter gegenüber sich grausam,

ja ungerecht zeigen«.

»Ihr habt Recht, Adolph«, seufzte die Edelfrau, »meine Angst ist unbegründet, aber ich bin Mutter, die Gefahr welche mein armes Kind bedroht, Verwirrt mir die Sinne. Schreckliche Bilder steigert vor meinem Geiste auf, ich sehe das Schafott, den Henker . . . «

Ein Schrei des Entsetzens entfuhr Aleidis und sie verbarg das Gesicht in beiden Händen.

»Nein, nein, mein Kind, rege Dich deshalb nicht auf«, sagte ihre Mutter, »es sind Träume, leere Träume, Dein Bruder wird uns morgen, vielleicht sogar noch heute zurückgegeben werden, in wenig Augenblicken wird der Schultheiß uns die frohe Nachricht seiner Freisprechung melden. Ach käme er nur bald, der ersehnte Glücksbote, um uns aus der Unsicherheit zu befreien! Denn dieses Warten ist eine unerträgliche Qual für das Herz einer Mutter!«

»Horch! da klopft es am Thor, das ist der Bote!« rief Adolph.

Und Alle sprangen auf, voll ängstlicher Freude; auch der Kanonikus verließ die Kniebank.

Adolph wollte dem Boten entgegeneilen, doch bevor er noch die Thür erreichen konnte wurde sie schon geöffnet und ein Mann in langem schwarzem Talare trat ein.

Der traurige Ausdruck seiner Züge machte Alle erbeben.

»Herr Schultheiß Ihr kommt selbst? O redet, redet; welche Botschaft bringt Ihr uns?« tönte es von allen Seiten.

»Ich bringe einstweilen keine Entscheidung«, versetzte er, »das Schöffengericht hat das Urtheil noch nicht gesprochen.

»Woher denn aber die Thränen in Euren Augen?« fragte Walters Mutter beklommen.

»Thränen? Mag sein, die Sache verläuft nicht sehr günstig und ich beginne zu fürchten . . . «

»Was, was fürchtet Ihr?«

»Ein strenges, ein sehr strenges Urtheil.«

»In Gottes Namen, wir sind zu den größten Geldopfern bereit.«

»Ärger, ärger«, murmelte der Schultheiß.

»Aber so sprecht doch deutlich, Herr Schultheiß; foltert doch eine arme Mutter nicht so grausam!«

Adolph und Aleidis stimmten ein in diese Bitte.

»Sollte das Schöffengericht etwa die Verbannung über meinen unglücklichen Neffen verhängen?« fragte der Kanonikus.

»Ach meine arme Freunde«, gab der Schultheiß langsam und zögernd zur Antwort, »was ich Euch

mitzutheilen habe ist so schmerzlich, daß mir die Kraft fehlt, meine traurige Sendung auszuführen. Entschieden ist zwar einstweilen noch nichts, doch müßt Ihr Euer Vertrauen auf Gott setzen und Euch bereit halten auf eine tief betrübende Nachricht.«

»Eure Worte machen uns zittern, Herr Schultheiß«, sagte Adolph, »ich bitte Euch dringend, gebt das geheimnißvolle Gebaren auf und theilt uns mit was wir zu fürchten haben. Vielleicht sind die Richter in der That zu einer außergewöhnlichen Strenge gestimmt, aber wie hart ihr Ausspruch auch lauten möge, es kann sich doch nur um eine Geldstrafe, oder um eine weite Pilgerfahrt handeln. Oder fürchtet Ihr mehr?«

»Ach habt doch Erbarmen mit uns, wir vergehn ja vor Schrecken«, flehte Frau von Hameide.

Der Schultheiß senkte das Haupt und schwieg, Alle starrten ihn an in unsäglicher Angst. Endlich stammelte er:

»Verzeiht . . . ich habe Euch getäuscht . . . getäuscht aus Mitleid mit Eurem furchtbaren Schicksal . . . Das Urtheil ist gefällt!«

»Und wie lautet es? O sprecht, um Himmelswillen sprecht!«

»Muth, meine armen Freunde, noch ist nicht alle

Hoffnung verloren.«

»Aber das Urtheil! Das Urtheil!«

Zwei große Thränen glänzten in den Augen des Beamten, als er mit gedämpfter Stimme antwortete:

»Das Urtheil, das entsetzliche Urtheil ist . . . die Todesstrafe.«

Ein Schmerzensschrei drang durch das Zimmer; Frau von Hameide sank in die Arme des Priesters, der sie sanft auf einen Stuhl niederließ.

Aleidis wäre wohl auch unter dem furchtbaren Schlage zusammengebrochen, wenn nicht der Anblick ihrer bleichen ohnmächtigen Mutter ihr einige Kraft verliehen hätte.

Kein Auge blieb trocken, leises Weinen und Wehklagen ließ sich vernehmen, während man bemüht war, die unglückliche Edelfrau ins Leben zurück zu rufen. Dies gelang beinah unmittelbar darauf. Frau von Hameide erwachte und blickte verwirrt umher: bald aber wurde ihr wieder Alles klar.

»Mein Kind!« schrie sie auf, mein schöner, stolzer Walter! Das Schafott! Der Henker! Der Tod! O barmherziger Gott, laß mich sterben! Das ist mehr als sich ertragen läßt!«

Und eine heiße Thränenfluth strömte über ihre Wangen.

Adolph, Aleidis und selbst der geistliche Herr weinten mit ihr; der Schultheiß; allein behielt einigermaßen die Fassung, ihn stärkte der Gedanke, die schmerzliche Pflicht erfüllt zu haben. Er ließ den niedergebeugten einige Zeit, sich durch Thränen zu erleichtern und sagte dann:

»Es ist ein großes Unglück, das lässt sich nicht leugnen, doch könnt Ihr den furchtbaren Schlag zum Theil wenigstens, abwenden. Ein Mittel, ein unfehlbares Mittel gibt es noch, Walter zu retten . . . «

»Ein Mittel, meinen Sohn zu retten? O bester Freund, sprecht, nennt dieses Mittel!« rief die verzagende Mutter.

»Ihr kennt es bereits; unterwerft Euch dem Willen des Herzogs!«

»Mein edler Sohn sollte die Bauerndirne heirathen?« Das nicht, o Himmel, nur das nicht!«

»Nein, nein, die Schande wäre zu groß!« rief auch Aleidis.

»Ihr Unterzeichnet durch diesen Widerstand sein Todesurtheil.«

»Mein unglücklicher Freund bat diese Verbindung entrüstet abgewiesen«, bemerkte Adolph von Eerneghem. »Was er seinem Fürsten mit solcher Kühnheit abzuschlagen wagte, wird er auch dem Tode

nicht zugestehn.«

»Darin könntet Ihr irren, Junker«, versetzte der Schultheiß. Hättet Ihr, wie ich, Walter in dem Augenblicke gesehn, wo ihm das Urtheil vorgelesen wurde, hättet Ihr seine verzweifelten Klagen, sein Rufen nach Rettung angehört, Ihr würdet anders darüber denken.«

»Was hat er gesagt, mein armer Sohn?« fiel die Edelfrau ein, »will er seine Zustimmung geben?«

»Mir gegenüber hat er nichts derartiges geäußert ich durfte ja auch nicht mit ihm reden«, antwortete der Schultheiß, »und wenn ich Euch seine Klagen wiederholte so zerrisse ich Euch nutzlos das Herz. Die Vorstellung des nahen, gewissen Todes ist eine furchtbare Marter für einen jungen Mann, der das Leben in all' seinem Glanze vor sich sieht und nun plötzlich Abschied nehmen soll von Allem, das ihm auf Erden theuer war. — So lange der Herzog allein bei der Sache interessiert war konnte Walter noch hoffen; wie es aber jetzt steht, ist Alles vorbei. Ich bin überzeugt, daß er die gestellte Bedingung annehmen wird.«

Die erschütterte Mutter rang in verzweifelmtem Kampfe mit dem eignen Stolz.

»Nein, nein«, rief sie plötzlich, »noch ist nicht

Alles verloren, auch dieser gefürchteten Heirath werden wir entgehn! Die Herzoglichen Damen haben mir versprochen, Fürbitte einzulegen, der Fürst kann seiner Mutter und seiner heißgeliebten Tochter nicht widerstehn. Morgen gehn wir noch einmal an den Hof, die hohen Damen wollen mit uns einen Kniefall thun.«

»So schmerzlich es ist, muß ich doch alle Hoffnung in Eurem Herzen vernichten«, sagte der Schultheiß bewegt, »aber in einer so verhängnißvollen Lage darf ich Euch die Wahrheit nicht verhehlen. — Es lag mir ob, das Urtheil auch des Schöffengerichtes dem Herzoge einzuhändigen, so komme ich direkt von ihm. In meiner Gegenwart haben die Damen unter Thränen sein Erbarmen angerufen, haben Alles versucht, das harte Urtheil zu mildern, aber vergebens, nichts half, es bleibt uns keine Hoffnung mehr! Ihr kennt den Herzog nicht, er ist hart wie das Eisen, unerbittlich wie das Schicksal; wenn er einmal einen festen Entschuß gefaßt hat, so bringt nichts in der Welt ihn davon ab. Laßt Euch das eine Warnung sein, rettet Euren Sohn vom Tode, morgen um fünf Uhr soll die Hinrichtung stattfinden.«

»Aber ist es denn möglich!« rief Frau von Hameide, »mein Walter auf dem Schafott? O mir ist als sähe ich schon das Richtschwert blinken.«

»So entschließt Euch, in die Heirath zu willigen.«

»Unser adliges Haus, unser fleckenloses Geschlecht sollte für immer entehrt sein? Entsetzlicher Gedanke!«

»Würde denn nicht Walters Tod durch Henkershand nicht eben sowohl ein Schandfleck sein? Ja Ihr seid vor eine furchtbare Wahl gestellt, Schande auf einer Seite wie auf der andern; aber kann eine Mutter da zögern, wo es sich um die Rettung ihres Kindes handelt?«

»Freilich, meine arme Schwägerin«, sagte nun auch der Kanonikus, es- bleibt keine andere Wahl, Ihr müßt Euch unterwerfen, wie schmerzlich der Entschluß auch sei. So lange man athmet, darf man hoffen, der Tod dagegen vernichtet alle Aussicht auf irdisches Glück. Schützt das Leben Eures Sohnes, denn auch das Schafott ist eine unauslöschliche Schande und was die Ehe mit dem Bauernmädchen betrifft so weiß Jeder, daß der unwiderstehliche Wille des Herzogs sie herbeigeführt hat. Die Edeln werden vielmehr Mitleiden als Verachtung an den Tag legen.«

Noch eine Zeitlang kämpften Frau von Hameide und ihre Tochter gegen das grausame Geschick, endlich aber gaben sie nach, unter einem Strom von Thränen und nun entstand die Frage, wie sie zu Walter gelangen könnten, um auch ihn zur Unterwerfung zu

bewegen.

Der Schultheiß sprach darauf die Ansicht aus, daß dies nicht die größte Schwierigkeit sei, die aus dem Wege zu räumen wäre. Das Mädchen und der Vater hätten die Heirath ebenfalls lebhaft zurückgewiesen und ohne ihre Zustimmung könnte man den Herzog nicht befriedigen; wie, wenn sie nun bei ihrem Widerstand verharrten?«

»Mit Geld vermag man Alles bei dieser Art von Leuten«, sagte Frau von Hameide. »Wenn es nöthig ist, so biete man ihnen Schätze! alles gebe ich freudig hin für das Leben meines Walter.«

»Ach edle Frau, Ihr kennt diese starrköpfigen Menschen nicht«, murmelte Adolph.

»Geld und Gut hat keinen Werth, wenn ein so geliebtes Leben in Frage steht. Morgen will ich die Leute zu mir kommen lassen oder selbst zu ihnen gehn und so viel geben, daß sie unsere Vorschläge nicht allein annehmen, sondern mir noch auf den Knieen dafür danken werden.«

»Morgen würde zu spät sein«, fiel der Schultheiß ihr in's Wort, wir müssen uns dann schon früh an den Hof begeben, mit der ausdrücklichen Einwilligung von Vater und Tochter versehn. Sieht der Herzog, daß wir dieses Hinderniß beseitigt haben so wird er an

unsere gute Absicht glauben und uns gestatten, den Junker Walter im Gefängnisse zu besuchen, damit wir auch ihn zu der Heirath bereden.«

»Wo aber sollen wir die Leute heute noch finden?«

»Sie halten sich in der Herberge zum goldenen Elephanten, am Ende der Johannesstraße auf, versetzte der Schultheiß, ich gehe sogleich sie zu holen.«

»Und wenn sie sich zu kommen weigern?«

»Bin ich nicht Schultheiß von Brügge, und ist in allen Gerichtsangelegenheiten nicht Jeder verpflichtet, mir zu gehorchen? Wartet nur ruhig, in weniger als eine Viertelstunde bin ich zurück. Den Zweck zu dem ich sie herführe, werde ich ihnen nicht mittheilen, sie möchten sonst im Voraus einen ungünstigen Beschluß fassen; die Bitten einer verzweifelnden Mutter werden von größerer Wirkung sein als mein Zureden.«

Mit diesen Worten entfernte er sich.

Unter dem Einfluß des neuen Hoffnungsstrahles verminderte sich allmählich die Aufregung der Damen und sie lauschten mit größerer Ruhe den Tröstungen des Kanonikus und den Gründen, welche er geltend machte, um die verhaßte Ehe in einem weniger abschreckenden Lichte erscheinen zu lassen.

Adolph war nicht ganz unbesorgt hinsichtlich des Ausgangs der anzustellenden Versuche auf die

Stallhocker von Winghene, wie er sie nannte; er hatte Angehörige der seltsamen Menschenklasse auf seinen Gütern und kannte ihre Hartnäckigkeit aus eigener Erfahrung.

Die Befürchtungen, welche er nach dieser Richtung aussprach, veranlaßte den Beschluß, daß der Kanonikus, der als Priester größeren Einfluß besaß, bei der bevorstehenden Zusammenkunft zunächst das Wort führen sollte.

Diese Berathungen waren kaum beendet, als ein Geräusch am Thore die Rückkehr des Schultheißen verkündete. Ein Gefühl des Widerwillens bemächtigte sich der Frau von Hameide und ihrer Tochter; es erregte ihren Abscheu, mit so gemeinen Menschen in nähere Beziehungen treten zu sollen.

Der Schultheiß trat ein, gefolgt von dem alten Thomas Eberzahn, Begga und Nelisson.

Alle Drei verbeugten sich, doch zeigten sie diesmal keine Verlegenheit, in ihren Augen las man vielmehr verdrossene Ungeduld und Mißtrauen. Der Schultheiß hatte sie nur vermöge seiner amtlichen Autorität bewegen können, ihm zu folgen, sie fürchteten, daß man ihnen Fallstricke legen wolle und hatten außerdem den Haß, die Geringschätzung nicht vergessen, mit der die Mutter und die Schwester des

bösen Ritters auf sie niedergesehn, als sie im Vorsaale des herzoglichen Schlosses an ihnen vorübergegangen waren.

»Nun, was steht zu Diensten?« fragte endlich der alte Thomas ernst, »weßhalb zwingt man uns, gegen unsern Willen hierherzukommen?«

»Wir möchten eine Bitte an Euch richten und Euch zugleich einen Vorschlag machen«, sagte der geistliche Herr vortretend. »Seid mildherzig und habt Erbarmen mit einem armen Ritter, ungeachtet seines strafbaren Fehltritts, den wir Alle von Grund des Herzens beklagen. Gott verzeiht gern dem reuigen Sünder, Ihr werdet Eurem leidenden Mitmenschen gegenüber, nicht minder nachsichtig sein. O ich beschwöre Euch verbannt alle Nachsicht aus Eurem Herzen.«

»Wir hegen keine Nachsucht ehrwürdiger Vater«, versetzte Thomas ruhig. »Vielleicht verlangte die Pflicht gegen meinen armen, ermordeten Sohn, daß wir ohne jegliche Rücksicht auf die Bestrafung seines Mörders drängen, aber wir, sind Christen. Begehrt man nichts von uns als unsere Verzeihung, wohlan so sei sie dem schuldigen Ritter gewährt. — Wenn das Alles ist so gestatte der Herr Schultheiß, daß wir in unsere Herberge zurückkehren.«

»Nein es ist nicht alles, mein guter Freund«, antwortete der Priester, ich bitte Euch, hört mir geduldig zu. — Ihr habt wohl gehört, daß der Junker von Hameide mit Bewilligung unseres erhabenen Herzogs vor das Schöffengericht gestellt worden ist.«

»Wir wissen es, ehrwürdiger Herr.«

»Nun wohl, und das Schöffengericht hat den armen Ritter zum Tode verurtheilt, ach, morgen schon soll er hingerichtet werden.«

»Das bedauern wir«, versetzte der alte Eberzahn kalt, »wir wünschen feinen Tod nicht. Das Gesetz ist hart, aber wir können es nicht ändern.«

»Habt Mitleiden mit dem Schmerz einer Mutter, der Verlust ihres Kindes würde sie tödtlich treffen . . . «

»Ich weiß es«, gab der Alte düster zurück, »habe ich doch selbst diesen harten Schlag ertragen müssen; mein Herz wird darunter bluten bis zu meiner letzten Stunde.«

»Ihr allein könnt den unglücklichen Junker retten, Ihr ganz allein, Ihr seid Christen, sagt Ihr? Gott sieht und hört Euch: werdet Ihr gefühllos bleiben?«

»Um unseretwillen braucht er nicht zu sterben, ehrwürdiger Herr; wir sind selbst bereit, zu seiner Rettung beizutragen, wenn es in unsern Kräften steht, doch was glaubt man, daß wir dazu thun könnten?«

»Der Herzog selbst hat versprochen, ihm Gnade angedeihn zu lassen, unter der Bedingung, daß er Eure Tochter zu seiner Gattin nehme. Ihr schlugt wie ich höre, diese Verbindung aus.«

»Gewiß, und wir thun es noch, mit demselben unbeugsamen Willen! rief der alte Eberzahn unter dem Einfluß neuerwachten Grimmes.

»Dem Mörder meines Bruders sollte ich vor dem Altare Treue geloben? Nimmermehr!« bestätigte Begga.

»Nimmermehr, nimmermehr, murmelte auch Lukas.

»Faßt keinen übereilten Entschluß, meine lieben Freunde«, begann der Priester wieder; »wenn Ihr unerbittlich bliebet, könnte das Blut des Ritters über Euch kommen, Gott könnte Euch zur Rechenschaft ziehn wegen der Härte Eures Herzens. Wir bekennen frei, daß wir ein Opfer, einen großen Dienst von Euch erflehn, auch sind wir bereit, Euch reichlich dafür zu belohnen, und eine so ansehnliche Summe zu zahlen, daß es thöricht von Euch wäre sie zurückzuweisen. Darum rettet den armen Ritter, willigt in die Heirath, die der unwiderrufliche Befehl des Herzogs uns Allen aufzwingt. Wir geben Euch Geld genug . . . «

»Geld?« sagte der alte Thomas verächtlich.

»Einen Schatz, der Euch für die Zukunft aller

Mühen und Sorgen überhebt.«

»Wir haben unser ganzes Leben hindurch im Schweiß unseres Angesicht-Z unser Brod verdient und werden weiter arbeiten bis zum Grabe«, sagte der alte Eberzahn, und seine Augen blitzten zornig auf. »Das Blut meines Sohnes, des Glück meiner Tochter ist mir um Geld nicht feil.«

Die würdige Haltung des Greises, seine stolze Sprache überzeugte die Edelfrau, dass sie weder so sklavische, noch so einfältige Leute vor sich hatte, ließ sie alles Andere vergessen und mit ihrer Tochter näher tretend sagte sie in flehendem Ton:

»Seht doch meinen Schmerz und erbarmt Euch meiner. Stimmt zu, und ich gebe Euch zweihundert goldene Ritter.

»Ich brauche Euer Gold nicht«, versetzte der alte Bauer.

»Fünfhundert.«

»Tausend! Zweitausend!«

»Nicht für alle Schätze des Herzogs.«

»O, so komm Du mir zu Hilfe!« rief die Edelfrau, sich an Begga wendend mit gefalteten Händen. »Du bist ein Weib, Dein Herz kann das Flehen einer Mutter nicht unerhört lassen! Erweiche Deinen harten Vater, bitte ihn, daß er nachgibt, rette meinen armen Sohn

vom Tode und ich will Dich lieben wie eine Tochter!«

»Euer Leid geht mir tief zu Herzen«, versetzte Begga bewegt, »aber Ihr müßt selbst einsehn, edle Frau, daß ich die Hand nicht annehmen kann die meinen Bruder getödtet hat; es ist unmöglich, ganz unmöglich.«

Mit einem Schrei der Verzweiflung sank Frau von Hameide in einen Sessel.

»Ihr seid ja aber furchtbar verstocktes Volk!« rief jetzt der Schultheiß entrüstet. »Wie könnt Ihr ungerührt bleiben bei dem Schmerz dieser Edelfrau? Welch wahnsinniger Hochmuth verblendet Euch? Ihr vergeßt, wer Ihr seid und wer sie ist, deren Thränen Ihr so erbarmungslos fließen laßt.«

»Eben weil wir das nicht vergessen, werden wir unter keiner Bedingung auf diese Heirath eingehn«, entgegnete der alte Thomas ruhig.

»Aber begreift Ihr denn nicht, daß Eure Weigerung des Junkers Todesurtheil besiegelt, daß Ihr Euch zu seinen Henkern macht? Seid doch vernünftig und laßt ab von einer tollen Starrköpfigkeit, die Ihr Euer ganzes späteres Leben bereuen würdet. Nehmt die Summe, die Euch freiwillig und gern geboten wird . . . «

»Schweigt doch endlich einmal von dem Gelde«,

sagte Thomas Eberzahn; »der Kummer der Dame dauert mich, die Heirath abgerechnet sind wir zu Allem bereit. Glaubt Ihr, daß es nützen kann, wenn wir, allein oder mit Euch, unserm gnädigen Herzog zu Füßen fallen und vor ihm bezeugen, daß wir befriedigt sind und Alles vergeben haben? . . . Aus der Heirath aber kann nichts werden, nein, nein gebt Euch weiter keine Mühe mehr.«

Aleidis trat jetzt auf Begga zu, welche neben Nelisson stand und leise weinte. Sie ergriff ihre Hände und sagte bittend:

»Du vergießest Thränen, hast Mitleid mit unserm traurigen Loos. Mein armer Bruder hat schwer gefehlt, aber war es nicht ein Gefühl leidenschaftlicher Liebe zu Dir, das ihn in's Verderben trieb? O, habe doch Erbarmen mit ihm, rette sein Leben, weise seine Hand nicht zurück, sei meine Schwester.«

Begga schluchzte laut, schüttelte aber verneinend den Kopf.

Beinah wahnsinnig vor Verzweiflung wandte sich die Jungfrau zuletzt an Lukas.

»Auch Ihr, junger Mann, scheint theilnehmend und gut zu sein«, rief sie. »Ach, vergebt uns den Tod Eures Bruders, bittet Eure Schwester, daß sie einwillige.«

»Edle Jungfrau«, versetzte Nelisson unter

reichlichen Thränen, »mein Herzblut gäbe ich darum, könnte ich thun was Ihr begehrt, aber ich bin ihr Bruder nicht, ich bin ihr Verlobter und die Heirath, die ihr herbeiführen wollt, wäre mein Tod . . . «

»Auch dass noch!« rief Aleidis und sank neben ihrer Mutter nieder, den Kopf in ihrem Schoße bergend.

Adolph und der Schultheiß versuchten noch eine Weile, den hartnäckigen Widerstand des Greises und seiner Tochter zu überwinden, aber Alles war umsonst.

Inzwischen hatte der Kanonikus sich auf den Betschemel zurückgezogen und dort in stillem Gebete gekniet.

Jetzt näherte er sich wieder, mit einem freudigen Lächeln in den Zügen sagte er:

»Freunde, es kann noch Alles gut werden«, sagte er«, »Gott hat, als ich in innigem Flehen mich zu ihm wandte, meinen Geist erleuchtet und mir den Weg gezeigt, wie Walter zu retten sei.«

Gespannt blickten Alle auf ihn, auch Frau von Hameide und Aleidis gesellten sich den Übrigen wieder zu.

»Sprecht, um Gotteswillen sprecht!« tönte es von allen ist Seiten.

»So hört denn: Der Herzog knüpft seine Gnade an die Bedingung, dass Walter sich mit diesem jungen Mädchen trauen lasse. Seinem Befehl müssen wir willfahren, doch soll nach dem Plane, den ich entworfen habe, diese Heirath nur zum Schein geschlossen werden.«

»Zum Schein?« rief der alte Eberzahn unwillig.

»Nein nein, ich drücke mich unrichtig aus: die Trauung wird wirklich und in aller Wahrheit vollzogen, die Folgen derselben aber sollen von vorn herein aufgehoben werden . . . Zügelt Eure Ungeduld, mein guter Alter, Ihr wisst ja noch nicht, was ich sagen will.«

»Sobald in aller Stille die Trauung vollzogen ist reise ich mit meinem Neffen nach Rom und versuche bei unserm heiligen Vater dem Papste die Scheidung dieser ungleichen und erzwungenen Ehe zu erwirken. Da Walter mit seiner Frau noch keinen Augenblick unter demselben Dache gewohnt haben wird, so zweifle ich nicht an dem guten Erfolg meiner Bemühungen und die jungen Eheleute sind mithin nur zum Schein einige wenige Monate mit einander verbunden. Jeder von ihnen erhält seine volle Freiheit dann zurück und wenn das Mädchen diesem jungen Mann zum Altare folgen will, so steht dem nichts im

Wege; mein armer Neffe aber entgeht auf solche Weise dem Tod und der Schande.«

Walters Angehörige jubelten laut, sie sahen in dem entworfenen Plane die sichere Errettung, doch eben so bald verminderte sich ihre Freude da sie bemerkten, daß der alte Bauer verdrossen den Kopf schüttelte.

»Wie, Ihr wäret unvernünftig und vermessen genug, auch jetzt noch bei Eurer Weigerung zu verharren?« rief der Schultheiß erzürnt. »So ist es doch nur Bosheit und unerbittliche Rachsucht, die Euch beseelt und die Euch antreibt, den Junker auf das Schafott zu bringen.«

»Herr Schultheiß, Eure bittern Worte kümmern mich nicht«, versetzte der alte Thomas ruhig, »ich bin Vater und kenne meine Pflicht.«

»Was ist denn dabei zu befürchten, Ihr starrköpfiger Kerl? Glaubt Ihr etwa, daß dieser ehrwürdige Priester, daß wir Alle darauf ausgehn, Euch zu betrügen?«

»Eure Absicht mag aufrichtig gemeint und edelmüthig genug sein, aber ich Sorge, in Eurer Rechnung ist ein Fehler, den keine Macht der Erde beseitigen kann. Wenn der heilige Vater die Trennung der Ehe nicht vollzöge, wenn meine Tochter thatsächlich und für immer die Gattin des Junkers bleiben müßte, wir würden beide sterben vor Kummer

und Verzweiflung.«

»Und ich nicht minder«, setzte Lukas hinzu.

»Aber habt Ihr denn nicht verstanden, was der Herr Kanonikus gesagt hat?«

»O sehr wohl, doch ist die Entscheidung des hl. Vaters mindestens zweifelhaft«

»Darüber könnt Ihr ganz ruhig sein. Eine gezwungene Ehe, die von beiden Seiten unter dem Druck der Verhältnisse eingegangen wurde, ist nicht einmal gesetzlich und wird durch die Gewalt der Kirche unfehlbar aufgelöst.«

»Wie dem auch sei«, murmelte der Greis, »ich kann dennoch meine Zustimmung nicht geben.«

»O Gott, es ist Alles vergebens!« rief Frau von Hameide, »ist es denn möglich, wollt Ihr wirklich der Henker meines armen Sohnes sein? Ach erbarmt Euch doch meiner, seht meine Thränen, rettet mein Kind! Ihr bekommt zweitausend goldene Ritter und mehr noch wenn Ihr wollt!«

»In Gottes Namen, willige ein«, flüsterte Lukas seiner Braut in's Ohr, »wir heirathen dann zwar etwas später, sind dafür aber endlos reich.«

Wieder wandte Aleidis sich an Begga und flehte mit so beweglicher Stimme um ihren Beistand, daß diese endlich überwunden ausrief:

»Vater geben wir nach aus Mitleiden mit den unglücklichen Edelfrauen; ihr Leid ist zu groß, mir bricht das Herz beim Anblick ihres Jammers.«

»Ja, Vater, laß uns zustimmen«, bat auch Lukas, »sei auch Du nicht unerbittlich.

Immer noch schüttelte der Alte verneinend den Kopf.

Frau von Hameide sah im Geiste ihren Sohn schon auf dem Schafott; in ihrer namenloser Verzweiflung kniete sie vor dem Bauer nieder und wiederholte, die zitternden Hände zu ihm erhebend, ihre Bitten, ja das Wort: »Gnade! Gnade!« kam unter herzerreißendem Schluchzen über ihre gebleichen Lippen.

Jetzt war Thomas überwunden; die Erniedrigung der vornehmen Dame, welche zu seinen Füßen lag, beschämte ihn und und beugte seinen Willen.

»Man müßte ein Tiger sein, um solchem Flehn zu widerstehn«, sagte er, und Thränen glänzten in seinen Augen. Aber großer Gott, wenn der heilige Vater sich weigern sollte, die Ehe auszulösen, so bleibt mein Kind für immer verurtheilt . . . «

»Der Papst wird sich nicht weigern, verlaßt Euch darauf«, versicherte nochmals der Kanonikus.

»Wohlan denn, edle Frau, so sei Euer Sohn gerettet, wir willigen in die Heirath!«

Freudenrufe erfüllten das Gemach.

»O, Gott segne Euch, Ihr guten Menschen!« rief Frau von Hameide, außer sich vor Seligkeit, »mein Sohn ist mir neugeschenkt durch Euren Entschluß.«

»Und morgen geht Ihr mit uns zum Herzoge um vor ihm Eure Zustimmung zu wiederholen?« fragte der Schultheiß.

»Wir werden alles thun was Ihr für gut haltet«, versetzte Thomas Eberzahn.

»Die Summe, welche ich Euch versprochen habe, soll richtig ausbezahlt werden«, sagte Frau von Hameide, »zweitausend goldene Ritter.«

»Geld will ich nicht«, wie ich schon oft wiederholt habe«, antwortete der Greis. Die Seele unseres armen den Jakob würde sich betrüben, wenn sie uns den Preis seines Blutes annehmen sähe.«

»Das sind unrichtige Vorstellungen, mein guter Freund«, bemerkte der Kanonikus, »die Seligen im Himmel empfinden keine Betrübniß mehr.«

»Ihr dürft das Geld nicht ausschlagen«, mischte auch der Schultheiß sich ein, »aus den Worten des Herzogs geht deutlich hervor, daß sein Hauptzweck der ist, Eure Tochter zur Entschädigung für die erlittene Unbill reich zu machen. Mit der Entscheidung des Papstes wird er sich zufrieden

geben, denn bis dahin hat sein Zorn sich abgekühlt; vernähme er aber später, daß ihr selbst kein Sühnegeld empfangen habt, so würde sein Ärger wiederum erwachen und die letzten Dinge waren vielleicht ärger als die ersten.«

Ungeachtet der Bitten und Gründe wollte der alte Thomas in diesem Punkte nicht nachgeben. So lange er lebe betbeuerte er, solle kein aus solcher Quelle geflossenes Geld unter sein niedriges Dach kommen. Er stieß selbst seinen zukünftigen Schwiegersohn zurück, als dieser ihn bat die glänzende Gabe nicht zu verschmähen.

Wieder fand der Kanonikus ein Mittel, um aus dieser Verlegenheit zu kommen. Er wollte die zweitausend goldenen Ritter in Empfang nehmen und wahren, Eberzahn, seine Tochter oder deren Kinder könnten dann diesen Schatz theilweise oder ganz bei ihm in Empfang nehmen, gleich auf ihre erste Bitte wollte er ihnen das Geld einzuhändigen, daß von nun an ihr unbestrittenes Eigen war.

Die hartnäckige Zurückweisung des Greises bot mithin der kein Hindernis; mehr. Er gestand selbst zu, daß er Niemanden abhalten könne, der Ansicht des Herrn Kanonikus gemäß zu handeln, versicherte von neuem, daß weder er noch seine Tochter jemals von

der Summe etwas annehmen würde. Er wünsche nun dringend, mit den Seinen zur Herberge des goldenen Elephanten zurückzukehren und wollte sich bei der Edelfrau verabschieden.

»Halt noch ein Wort«, sagte der Schultheiß, sich ihm in den Weg stellend; »Ihr werdet einsehn, daß von dem was hier berathen und beschlossen worden ist kein Mensch etwas erfahren darf, denn wenn es zu den Ohren unseres Herzogs käme, daß wir den Folgen seines Urtheils theilweise auszuweichen suchen, so würde er vielleicht seine Begnadigung zurückziehen, und den armen Junker dennoch auf dem Schafott sterben lassen. Es ist darum wichtig, daß Jeder glaube, Ihr hättet den Heirathsvorschlag einfach und ohne Widerrede angenommen.«

»Wir verstehn vollkommen, was Ihr sagen wollt«, versetzte Thomas Eberzahn, »und dürft Ihr darüber ganz ruhig sein.«

»Dann bis morgen also, etwas vor neun Uhr. Ich komme, Euch abzuholen und wir begeben uns darauf gemeinschaftlich in das Schloß.«

Mit Dankesbezeugungen überladen verließ der alte Thomas, von seiner Tochter und Nelisson begleitet die Wohnung von Walters Mutter.

VIII.

Früh am Morgen schon hatte der Schultheiß die armen Leute aus Winghene abgeholt und sie befanden sich nun in dem Hause der Edelfrau, sammt dem Kanonikus Adolph, die Stunde der Audienz erwartend.

Frau von Hameide und ihre Tochter hegten die günstigsten Erwartungen über den Erfolg derselben; nach der Todesangst, die sie ausgestanden hatten zeigten sie sich nun beinah heiter.

Was noch wesentlich dazu beitrug, ihren Muth und ihr Vertrauen zu beleben, waren die ermunternden Worte von Thomas Eberzahn. Seiner festen Überzeugung gemäß mußte der Fürst mit großer Befriedigung von ihrer allseitigen Bereitwilligkeit, sich seinem hohen Willen zu fügen, Kenntniß nehmen; falls es aber nöthig sein sollte würde er, Eberzahn mit seiner Tochter auf den Knien die Begnadigung des Ritters von ihm erflehn und sie als eine Wohlthat für sich selbst, als eine Genugtuung für die erlittene Unbill in Anspruch nehmen.

Die Großmuth und die würdige Haltung des alten

Bauers erregte in hohem Maaße das Staunen der Edelfrau; sie vermochte kaum zu begreifen, wie diese zur Dienstbarkeit geborene Menschen, diese verachteten Stallbewohner, einen so klaren Verstand, ein so tiefes Gefühl ihres eignen Werthes an den Tag legen konnten. Sie behaupteten, frei geboren zu sein; — waren sie etwa in der That unglückliche Sprossen eines edlen, aber untergegangenen Geschlechtes dessen Blut nach jahrhundertelanger Knechtung in ihnen noch seine Wirkung übte?

Wie dem auch sei, die Damen vergaßen ihren früheren Widerwillen und behandelten ihre zukünftigen Verwandten mit einer gewissen Freundlichkeit, ohne darum den himmelweiten Abstand zu vergessen, der sie von jenen trennte.

Bald mußte die neunte Stunde schlagen und die Audienz beginnen.

Adolph von Eerneghem war der strengen Worte des Fürsten eingedenk, und wie dieser ihm verboten hatte, in der bewußten Sache wieder in seiner Gegenwart zu erscheinen. Er wollte also zu Haus bleiben und die Rückkehr der Übrigen erwarten.

Guten Muthes und leichten Herzens begab man sich auf den Weg, Frau von Hameide und ihre Angehörigen voran, die armen Winghener einige

Schritte hinter ihnen.

Im Vorsaal des Palastes angekommen blickten sie verwundert umher und ein ängstliches Gefühl bemächtigte sich ihrer: in diesem weiten Raum, der sonst von Höflingen, Pagen und Dienern belebt war, sahen sie Niemanden, das ganze Schloß schien in nächtliche Stille getaucht. Was konnte das bedeuten? Was mochte geschehn sein?

Jetzt öffnete sich eine Thür, einer der Schildknappen des Herzogs trat ein.

Frau von Hameide fragte ihn, ob die Audienz beginnen sollte.

»Unser gnädiger Herr ist nicht im Schlosse, erhielt sie zur Antwort.

»Nicht im Schlosse?« rief sie bestürzt.

»Selbst nicht in Brügge, edle Frau. Er ist heut Morgen, schon früh nach Sluis geritten, um nachzusehn, ob die Vorbereitungen zu dem Empfange seiner hohen Braut beendet sind.«

»Und wann wird er wieder hier sein?«

»Das weiß Niemand; gegen Abend vielleicht.«

Ein Ausruf peinlicher Überraschung entfuhr Allen beim Vernehmen dieser unerwarteten Nachricht. Walters Mutter erbleichte, und vermochte kaum, ihre Fassung zu bewahren.

»Aber edle Frau, warum wollt Ihr Euch deshalb so tief betrüben?« sagte der Schultheiß. »In weniger als zwei Stunden seid Ihr zu Sluis; der Herzog kann dort ebensowohl als hier einen Beschluß fassen; begeben Euch sofort dahin.«

»Ja, ja, keine Zeit verloren! Eilen wir nach Sluis!«

»Einen Augenblick, werthe Schwägerin«, sagte der Kanonikus. »Vielleicht gelingt es mir jetzt, Zulaß zu meinem armen Neffen zu erlangen. Kann ich Euch seine Zustimmung bringen, so ist seine Rettung nicht mehr zu bezweifeln.«

»Befindet sich der Junker von Hameide noch im Gefangenensaal des Schlosses?« fragte er dann den Schildknappen.

»Allerdings, ehrwürdiger Herr, aber es darf Niemand zu ihm. Es steht eine zahlreiche Abtheilung der Leibwache . . . «

»Wer befiehlt dieselbe?«

»Der Hauptmann Konrad.«

»O, den kenne ich; habt die Güte, mich zu ihm zu führen.«

»Geht durch diese Thür, ehrwürdiger Herr, quer über den Vorhof; unter dem linken Säulengange seht Ihr die Leibwache stehn.«

»Geduldet Euch nur wenig Augenblicke«, sagte der

Kanonikus zu seiner Schwägerin, indem er sich eilig durch die bezeichnete Thür entfernte.

Kaum hatte er indessen die Mitte des Vorhofes erreicht, als schon ein Kriegsknecht mit gezücktem Degen ihm entgegenlief, um ihn aufzuhalten.

»Bleibt stehn bei Eurem Leben!« rief er, und setzte dann, das geistliche Gewand erkennend, ruhiger hinzu: »Was sucht Ihr hier, ehrwürdiger Vater? Es ist strenge verboten, diesem Theil des Schlosses zu nahn.«

»Ich wünsche Euren Anführer zu sprechen«, sagte der Kanonikus.

»Weil Ihr ein Priester seid will ich ihn benachrichtigen; geht inzwischen keinen Schritt weiter, wenn Euch Euer Leben lieb ist.«

Gleich darauf zeigte sich ein alter, ergrauter Hauptmann, der mit sichtlichem Mißtrauen dem Geistlichen entgegen kam.

»Was ist Euer Begeh, Ehrwürden?« fragte er, »sprecht schnell, hier dürft Ihr nicht verweilen.«

»O mein guter Konrad, weis't meine Bitte nicht ab«, bat der Kanonikus, an Eurer Güte hängt vielleicht das Leben meines Neffen. Ihr wißt ohne Zweifel, daß der Herzog ihn begnadigen will, wenn er das entführte Mädchen heirathet. Ich komme ihn zu überreden, daß

er sich der Anordnung des Fürsten unterwirft.«

»Gebt Euch keine vergebliche Mühe, ehrwürdiger Herr«, der Junker will von dieser Verbindung nichts wissen.«

»Aber ich habe ihm Etwas mitzutheilen, das unfehlbar seine Einwilligung zur Folge haben wird.«

»Ich bedaure aufrichtig, für die Wünsche Ew. Ehrwürden ein taubes Ohr haben zu müssen. Der Gefangene darf Niemanden sehn, ich hafte dafür mit meinem Kopfe.«

»Aber ich bin Priester; man darf einem Verurtheilten den geistlichen Beistand nicht versagen.«

»Es ist bereits ein Priester bei ihm gewesen; der Junker ist gerüstet zu der Reise in die Ewigkeit.«

»O Gott der Herzog wird die Stunde der Hinrichtung doch nicht verfrüht haben?«

»Nein, ehrwürdiger Herr, es bleibt bei der festgesetzten Zeit, heut Nachmittag um fünf Uhr.«

»Und wer ist der Priester, der ihn zum Tode vorbereitete?«

»Das darf ich nicht sagen.«

»Welche Vorsorge! Und unter keiner Bedingung könnt Ihr mir Zulaß gewähren?«

»Unter keiner einzigen; es ist meine unerbittliche

Pflicht, Euch augenblicklich von hier zu entfernen. Ich bitte Euch darum, geht! Verlaßt den Palast, den Ihr in der gefährlichsten Absicht betreten.«

Betrübt kehrte der Kanonikus in den Vorsaal zurück und setzte Frau von Hameide von dem Mißerfolg seiner Bemühungen in Kenntniß; er verschwieg ihr indessen, daß bereits ein anderer Priester ihren Sohn zu seinem letzten Gange gestärkt hatte, um sie nicht unnöthig zu erschrecken.

»Komm nun rasch!« rief die gequälte Mutter, die seiner Rückkehr mit banger Ungeduld entgegengesehen. »Wir dürfen keinen Augenblick mehr verlieren, die unbarmherzige Zeit steht nicht still.«

Sie verließen sofort das Schloß und eilten, als oh sie verfolgt würden, durch die Straßen Brügges, ohne auf die neugierigen Blicke der Vorübergehenden zu achten.

Das Thor ihrer Wohnung war noch nicht einmal gänzlich geöffnet als Adolph ihnen bereits entgegenlief.

»So bald zurück?« rief er erfreut; »nun, Gott sei gepriesen! Ich dachte es wohl, das; der Herzog ihn ohne Umstände und gern begnadigen würde; mein armer Freund folgt Euch wohl auf dem Fuße?«

»Still, still, Adolph!«, seufzte die Edelfrau, »Eure Freude zerreißt mir das Herz. Der Herzog ist In Sluis.«

»Zu Sluis? Ach wir Unglücklichen! Was nun beginnen?«

Doch Frau von Hameide beachtete seine Klagen nicht, sondern rief in fieberhafter Ungeduld:

»Rasch die Pferde gesattelt! Wir müssen sogleich abreisen!«

Unmittelbar darauf ertheilte sie Stallknechten und Dienern die nöthigen Befehle. Wohl hatte sie Thränen in den Augen, wohl zitterte sie vor innerer Erregung, doch die Überzeugung, daß das Leben ihres Sohnes möglicher Weise den ihrem Starkmuth abhinge, verlieh ihr Kraft.

»Aber Mutter«, bemerkte Aleidis, »ohne die guten Leute aus Winghene können wir beim Herzog nichts ausrichten und wenn sie auf einem Karren fahren, kommen sie in vier Stunden nicht nach Sluis.«

»Ach Gott, Alles läuft uns zuwider«, murmelte die Edelfrau beinahe verzagend.

Laßt Euch das nicht betrüben«, sagte der alte Thomas tröstend, »wenn es sein muß, können wir die Reise auch zu Pferde machen.«

»Ihr, guter Mann, das mag sein, aber Eure Tochter?«

»Wir halten zu Haus ein Pferd, edle Frau, es ist ein

wildes Thier, aber meine Tochter konnte es schon reiten und bezwingen als sie noch ein Kind war.«

»O Gott sei gelobt! Dann nur rasch!«

Fünf Pferde standen im Stall. Dein Schultheißen erlaubte sein Amt an diesem verhängnißvollen Tage nicht, sich aus Brügge zu entfernen. Adolph durfte vor dem Herzoge nicht erscheinen. Der Kanonikus litt an einem Übel, das ihn hinderte so weit zu reiten, Nelissons Anwesenheit zu Sluis war überflüssig, folglich reichten die fünf Pferde aus für Frau von Hameide, ihre Tochter, einen Diener, Eberzahn und Begga; zwei andere Diener sollte man auf geliehenen Pferden ihnen nachschicken, und Adolph von Eerneghem versprach ihnen kurz nach Mittag bis Damme entgegen zu reiten.

Lukas war von diesen Anordnungen nicht sehr erbaut, er fürchtete die Sache könnte eine andere Wendung nehmen, die ihn für immer unglücklich machte. Wenn nun seine Braut auf Anbringen des Herzogs verspräche, eine Verbindung für das Leben mit dem Junker einzugehn?

Mit gedämpfter Stimme klagte er Begga seine Sorgen und bat sie nicht zu vergessen, was sie ihm feierlich gelobt; verletzt durch seinen Zweifel in ihre Treue wies sie ihn ab, jedoch in Worten die geeignet

waren, ihn gänzlich zu beruhigen.

Die Pferde wurden vorgeführt, ohne Hilfe schwang sich Begga in den Sattel. Das edle Thier auf dem sie saß, mochte fühlen, daß es einen ungewohnten Reiter trug, es bäumte sich hoch auf und wieherte, doch nur wenig Augenblicke währte der Widerstand, Begga wußte mit solcher Gewandtheit und Unerschrockenheit sich zur Herrin des Pferdes zu machen, daß sie ohne Zweifel bewundert; worden wäre, wenn nicht ernstere Dinge die Anwesenden beschäftigt hätten.

Auch der alte Thomas stieg auf und ritt mit seiner Tochter zum Thore hinaus; sie sollten vor der Stadt auf die Damen warten, denen es nicht geziemend erschien, in Begleitung so geringer Leute öffentlich durch die Straßen zu reiten.

Kurze Zeit nachher trafen alle auf dem Steinwege nach Sluis zusammen und eilten in raschem Trab ihrem Ziele entgegen.

Viel konnte bei dem angestregten Ritt nicht gesprochen werden, alle Worte, welche indessen gewechselt wurden, drückten Hoffnung und Vertrauen aus. Die Edelfrauen ritten mit ihrem Diener voraus, während Thomas und Begga voll Ehrfurcht ihre Pferde zwangen, einige Schritte hinter jenen zu

bleiben.

»In Damme, das etwa auf halbem Wege zwischen Brügge und Sluis liegt, wurden sie von den nachgesandten Dienern eingeholt.

Je mehr die Damen sich dem Ziele ihrer Reise näherten, um so mehr verminderte sich ihre Angst hatten sie doch nun ausreichende Zeit, um des Herzogs Gnade zu erlangen und zwei oder drei Stunden vor dem entscheidenden Augenblick in Brügge zu sein. Es schien ihnen jetzt, als könne ihnen kein Hindernis; mehr in den Weg treten. In ihrer Freude richteten sie hin und wieder während des Reitens ein freundliches Wort an Eberzahn und seine Tochter und dankten ihnen im Voraus für ihre edelmüthige Hilfe zur Rettung des zwar strafbaren aber all' zu hart bedrohten Junkers.

Es war Mittag, als sie die ersten Häuser von Sluis erreichten und vor dem Thore an einem großen Wirthshause abstiegen.

Die Pferde wurden in den Stall gebracht und die Diener bei ihnen zurückgelassen, damit sie die Thiere wohl versorgten und zu eiliger Heimkehr bereit hielten.

Leichten Schritts und frohen Herzens begab man sich zum Hofe des Fürsten, der mitten in der Stadt

gelegen war.

Aus der Ferne schon erkannten die Damen die herzogliche Leibwache. Gott sei Dank, der Herzog war also wirklich in Sluis! Hier war er nicht mit Staatsgeschäften überladen und empfing sie jedenfalls, sobald er vernahm, in welcher Absicht sie kamen. Wenig Augenblicke nur, und sie würden, Walters Begnadigungsbrief in der Hand, nach Brügge zurückreiten und dort den geliebten Sohn und Bruder jubelnd in die Arme schließen.

Als sie dem Hofe des Herzogs sich näherten, begegnete ihnen ein Ritter, den sie kannten.

»Arme Frau von Hameide«, sagte er mitleidig, »Euer Kummer muß unaussprechlich sein, ich fühle es und theile Euren Schmerz. Ihr kommt wohl um noch einmal einen Kniefall vor dem Herzoge zu thun?«

»Ja, er ist dort in seinem Hofe, nicht wahr? Ach Herr von Ghistel, helft mir, seid mein Fürsprecher, erbittet mir ein kurzes Gehör bei unserem Herrn.«

»Mit der größten Freude erweise ich Euch diesen geringen Dienst, doch werdet Ihr warten müssen.«

»Warten? nein, o nein, ich kann nicht warten!«

»Der Herzog ist zu Schiffe in die See gegangen.«

»O Gott, welch' entsetzliches Unglück! Aber er wird doch nicht lange ausbleiben sondern sogleich

zurückkehren, nicht wahr? stammelte Aleidis.

»Darüber kann ich leider nichts bestimmtes sagen. Diesen Morgen machte er eine Wanderung durch die Stadt, um die Vorbereitungen zum Empfange seiner königlichen Braut in Augenschein zu nehmen. Vor jetzt ungefähr einer Stunde bemerkte er im Hafen die schöne Yacht des Befehlshabers dieser Festung und da regte sich in ihm die Lust, in's Meer zu gehn. Ihr keimt ihn ja, er pflegt seine Wünsche sofort zur Ausführung zu bringen. Die Yacht wurde ans Ufer geholt, der Fürst ging an Bord mit einigen Rittern und Dienern, ein günstiger Wind blähte die Segel und in weniger Zeit als ich brauche Euch davon zu erzählen, war von dem leichten Schiffe nur noch ein undeutlicher Punkt in der nebligen Ferne zu entdecken. Was der Herzog für Pläne mit dieser Fahrt verbindet und wann er wieder kommt, weiß weder ich noch sonst jemand.«

Frau von Hameide hatte während dieser Worte das Haupt tief auf die Brust sinken lassen; alle Hoffnung schwand, sie weinte bitterlich.

Aleidis und der Ritter suchten ihr Muth einzureden und sprachen die Überzeugung aus, daß der Herzog bald zurückkehren würde. Anfangs schienen ihre Bemühungen vergeblich zu sein, die Edelfrau glaubte

in all' den sich auftürmenden Hindernissen ein Zeichen des göttlichen Zornes zu erkennen, und wenn der höchste Richter im Himmel den Tod ihres Sohnes beschlossen hatte, welche irdische Macht konnte ihn dann erretten?

Doch sie war Mutter, und aus der Tiefe ihrer Niedergeschlagenheit schöpfte sie neue Kraft, sie wollte hoffen und kämpfte bis sie den Sieg errungen, oder, — bis Alles- verloren war.

»Was thun, was thun?« seufzte sie, die Thränen gewaltsam zurückdrängend. »O Herr von Ghistel, ich bin außer mir vor Aufregung und Angst, rathet Ihr mir, ich bitte Euch!«

»Ach, welchen Rath kann ich Euch geben, edle Frau?« versetzte der Ritter, »es bleibt Euch nichts übrig, als die Rückkehr des Herzogs ruhig zu erwarten.«

»Wenn es Euch recht ist, will ich zum Hafen gehn und nach dem Schiffe ausschaun«, sagte der alte Eberzahn; »sobald ich es sehe, gebe ich Euch Nachricht.«

»Gehn wir alle zusammen«, versetzte Walters Mutter, »wo sollte ich sonst bleiben in meiner tödlichen Angst? Kommt, es wird mich vielleicht etwas zerstreuen, mir das Gedulden erträglicher

machen.«

»Ich würde Euch gern begleiten, edle Frau, und Euch meine Dienste zur Verfügung stellen, wenn mir der Herzog nicht befohlen hatte, seine Rückkehr hier zu erwarten«, sagte Herr von Ghistel, »Ihr wisset ja, er duldet nicht die geringste Abweichung von seinen Befehlen. Gott geleite Euch und sei Euch und Eurem armen Sohne gnädig.«

Mit stillem Gruß entfernten sich die Damen und richteten ihre Schritte dem Hafen zu. Sie erhielten hier keine andere Auskunft als die, welche der Herr von Ghistel ihnen gegeben hatte.

Vom Hafen aus konnte man zwar den weiten Meerbusen, das Zwin genannt, in seiner ganzen Ausdehnung überschauen, von der offenen See sah man aber nur einen schmalen Streifen.

Das unwiderstehliche Verlangen, die Yacht des Herzogs in der Ferne unterscheiden zu können, trieb Alle, ohne daß sie selbst es wußten, dem nördlichen Endpunkte der Stadt zu, wo sie durch den Kanal von Damme gehindert wurden, sich der See noch mehr zu nähern.

Fischer in einem Rudernachen erboten sich, sie an das andere Ufer des Kanales zu setzen. Freudig nahmen sie diesen Vorschlag an und stiegen unweit

des Dorfes Arnemuïden an's Land.

Sie eilten weiter über den glatten Sand bis sie eine Stelle erreichten, von wo aus der Blick nach allen Richtungen die unermessliche Wasserfläche beherrschte.

Schweigend und klopfenden Herzens suchten sie die neblige Atmosphäre mit ihren Blicken zu durchdringen, um wo möglich die heißersehnte Yacht zu entdecken, welche Walters Leben und Befreiung in sich schloß. Wohl sahen sie viele Fahrzeuge in der Ferne vorübertreiben oder aus dem wolkenartigen Nebel auftauchen, doch waren es große, schwerfällige Kauffahrer oder Fischerboote, hinreichend kenntlich an ihren rothen oder braunen Segeln.

So verging eine ganze Stunde in immer quälenderem Ringen gegen Enttäuschung und Verzweiflung. Frau von Hameide vermochte endlich ihre innere Noth nicht länger zu beherrschen; mit einem dumpfen Klagelaut sank sie in den Sand der Dünen nieder, verbarg das Gesicht in den Händen und ließ ihren Thränen freien Lauf. Aleidis setzte sich neben ihre Mutter, schlang in stummem Schmerz die Arme um ihren Hals und vergoß gleichfalls bitt're Thränen.

Einige Schritte von ihnen entfernt stand Eberzahn

mit seiner Tochter; auch bei ihnen schwand mehr und mehr die Hoffnung, daß der Herzog rechtzeitig wiederkehren würde.

»Wehe mir, ich erliege der Last meines entsetzlichen Unglücks, schluchzte Frau von Hameide, »mein armer Walter stirbt auf dem Schafott. Mir ist, als hörte ich seine Stimme, er ruft zu mir um Hilfe, ein einziges Wort kann ihn retten von dem grausamen Tode und dieses Wort kann ich nicht sprechen! Das Schicksal, das Meer, vielleicht der Wille Gottes selbst steht erbarmungslos zwischen einer verzweifelnden Mutter und ihrem unseligen Kinde!«

Der alte Thomas und Begga wußten nicht, was sie zum Troste der Damen noch vorbringen sollten; waren sie doch selbst rath- und hoffnungslos! Gleichwohl richtete der Greis eine Weile später den Blick wieder auf das Meer und strengte sein ganzes Sehvermögen an, den fernen Nebel zu durchdringen.

Etwa eine halbe Stunde verging so in dumpfem Hinbrüten, dann erhob Frau von Hameide den Kopf und fragte mit einer Stimme, die aus einer glühenden Brust zu kommen schien:

»Seht Ihr denn noch immer nichts? Seht Ihr gar nichts?«

»Ach nein, nur große, schwarze Schiffe«, war die Antwort.

»Gott hat uns verlassen«, seufzte sie und bedeckte auf's Neue mit der Hand ihre Augen.

Wieder verlief eine geraume Weile, den Harrenden eine halbe Ewigkeit.

Jetzt wandte der alte Eberzahn sich der Höhe der Dünen zu.

»Was willst Du thun Vater? Siehst Du Etwas? fragte Begga gespannt.

»Still, still«, versetzte er, »noch kann ich es nicht sagen!«

Oben auf dem höchsten Abhange stehend, blickte er in das weite Meer hinaus. Freude, — getäuschte Erwartung — und endlich wieder erwachende Hoffnung wechselten in seinen Zügen, dann aber lief er plötzlich so rasch er konnte auf die Damen zu.

»Der Herzog! gelobt sei Gott, da kommt der Herzog!« rief er. »Noch kann Alles gut werden, noch ist es früh genug!«

Walters Mutter sprang auf, wie von einem Zauberstabe berührt.

»Wo? wo?« rief sie, »zeigt mir, dass Ihr Euch nicht irrt! O, jetzt würde ich sterben, wenn man mich täuschte!«

»Seht dort, edle Frau, an der Seite jenes größeren Schiffes gewahrt Ihr ein kleines mit schneeweißen Segeln und großer Flagge. Ich weiß nicht, ob Euer Auge so weit trägt, aber auf der Flagge unterscheidet man deutlich ein großes schwarzes Kreuz.«

»Das Kreuz des heiligen Andreas! Des Herzogs Wappen!« jubelte Frau von Hameide, »o Gott mein Kind ist gerettet!«

Sie kniete nieder in den Dünensand und erhob betend die Hände.

»Barmherziger Gott!« rief sie aus, »Dein heiliger Name sei gepriesen! Verzeih, o verzeih einer armen gebeugten Mutter, die an Deiner Güte zu zweifeln wagte. Der Schmerz raubte ihr die Besinnung, Du aber, o Herr, lenktest alles zum Guten.«

Auch Aleidis kniete nieder und sandte ein feuriges Dankgebet zum Himmel.

»Edle Frau«, sagte der alte Thomas, »die Yacht nähert sich so rasch dem Ufer, dass sie früher die Stadt erreichen wird als wir.«

»Kommt, kommt Freunde, beeilen wir uns!« rief Frau von Hameide aufspringend, wenn es möglich ist fallen wir dem Herzoge zu Füßen, sobald er das Schiff verlassen hat.«

Das schnell segelnde Fahrzeug vom Winde

getrieben, war bereits in den Meerbusen eingelaufen, als sie die Stelle erreichten, wo das Fischerboot sie über den Canal von Damme gesetzt hatte. Unglücklicher Weise fanden sie es dort nicht mehr und erst nach langem Rufen und Winken gelang es dem alten Eberzahn, ein anderes herbeizuschaffen.

Während sie noch wartend dastanden, fuhr die Yacht dicht am Ufer vorüber, sie sahn den Herzog auf dem Verdeck stehn und verbeugten sich tief.

»Mutter, liebe Mutter«, flüsterte Aleidis, »der Herzog hat uns erkannt und Dich freundlich begrüßt! O welches Glück!«

»In der That er lächelte!« antwortete Frau von Hameide, »er vermuthet schon was wir ihm sagen wollen, sein Herz hat die Begnadigung meines Sohnes bereits unterzeichnet! . . . O dieser träge Nachen! . . . Ruft noch einmal, guter Thomas, daß der Schiffer sich beeile! . . . Endlich ist er da! Nun nur schnell zum Hafen.

Doch wie sehr sie auch eilten, der Herzog hatte als sie den Landungsplatz erreichten, die Yacht schon verlassen und sich sogleich zu feinem Hofe begeben.

Als sie noch mit einander beriethen, was zu thun sei, trat ein Ritter auf sie zu und sagte:

»Frau von Hameide, unser Herr der Herzog hat

Euch erkannt, als Ihr am Strande standet. Er vermuthet den Zweck Eures Hiers und hat mich beauftragt, Euch entgegen zu gehn und sogleich zu ihm zu führen, ohne Verzug will er Euch empfangen.«

Nun glänzten Freudenthränen in den Augen der schwergeprüften Frau, denn sie zweifelte nicht langer an dem glücklichen Erfolge ihrer Bestrebungen. Zwar waren schon viele der kostbaren Stunden verlaufen, aber es blieb ihr, wie sie glaubte, ausreichende Zeit ihre Aufgabe zu lösen, ihren Sohn zu retten.

Ihr Begleiter führte sie in einen Vorsaal des herzoglichen Schlosses und entfernte sich dann, seinen Herrn zu benachrichtigen. Nach wenig Minuten kehrte er schon zurück und ersuchte die Edelfrau mit ihrer Gesellschaft ihm zu folgen.

Bei ihrem Eintreten in einen größeren Saal sahen sie den Herzog von nur etwa zehn Rittern und Rathsherrn umgeben neben einem Sessel stehn, den Arm auf dessen Rücklehne gestützt. Milde und Freundlichkeit sprach aus seinen Zügen, es schien selbst ein Lächeln um seine Lippen zu spielen.

Wie es der Gebrauch von allen Bittenden forderte knieten Walters Mutter und Aleidis, Eberzahn und Begga vor dem Fürsten nieder und erwarteten schweigend seine Befehle.

»Steht auf, edle Frau«, sagte er alsdann, »und auch Ihr Übrigen, Ihr bringt uns wohl einen Bescheid, der uns erfreut, denn unser Wunsch ist es keineswegs, daß der Junker von Hameide, dem wir unsere besondere Huld zuzuwenden im Begriff standen, sterben soll. Nun, bestätigt unsere Hoffnung, sprecht!«

»Gestrenger Herr«, begann Walters Mutter, »Ew. Hoheit haben meinem Sohn Gnade zugesagt, falls er sich entschlösse, dieses Mädchen zu heirathen. Wir alle, auch diese guten Leute, wiesen anfangs diese Verbindung entsetzt zurück, doch nun, nach reiflicher Überlegung, kommen wir Eure Vergebung zu erflehn und Euch zu sagen, daß wir uns demüthig und dankbar Eurem Willen unterwerfen.«

»Ihr habt also Eure Zustimmung gegeben, Eberzahn?« fragte der Herzog nicht ohne Mißtrauen den Alten.

»Ja, gestrenger Herr«, war die Antwort.

»Freiwillig?«

»Ganz freiwillig, Herr.«

»Und Du meine Tochter; hat Dich niemand gezwungen.«

»Niemand, gnädiger Herr.«

»Das setzt uns in Erstaunen; gestern noch sagtet Ihr, eine solche Ehe würde Euch vor Leid vergehen

machen und nun glaubt ihr Euer Glück darin zu finden?«

»Unser Glück suchen wir in dem Gedanken, daß wir als Christen Böses mit Gutem vergolten haben«, versetzte der Greis mit fester Stimme, »und daß wir dadurch dieser Edelfrau den einzigen Sohn erhalten.«

»Das ist schön von Euch; Ihr seid brave Menschen. Unserseits wünschen wir nichts sehnlicher, als den Junker begnadigen zu können . . . Euer Sohn, edle Frau, hat also beschlossen unsere Bedingungen anzunehmen, ohne Hinterhalt, in voller Aufrichtigkeit, nicht wahr?«

»Mein Sohn?« erwiderte Frau von Hameide, verneinend den Kopf schüttelnd; »Niemand durfte meinem Sohne nahen, alle meine Bemühungen, zu ihm zu gelangen, blieben fruchtlos.«

Verdrossen schaute der Herzog zu Boden.

»In der That daran hatten wir nicht gedacht«, murmelte er. Bis heut Morgen verharrte der Junker starrköpfig bei seiner Weigerung; wenn Ihr uns nicht zu melden habt, daß er endlich seinen Sinn beugt und einwilligt, was wollt Ihr dann überhaupt?«

»Ich hoffte Gnade für mein armes Kind zu erlangen«, versetzte Frau von Hameide, und ihre Stimme zitterte vor Angst und innerer Erregung, »nun

aber fühle ich zu meinem großen Kummer, daß ich noch warten muß. Ew. Hoheit verleihe uns die Erlaubniß, meinen Sohn in seinem Gefängnisse zu besuchen, wir kehren dann sofort nach Brügge zurück und bestimmen ihn, in aller Demuth das Urtheil seines Fürsten anzunehmen.«

»Und Ihr glaubt, daß Euch das gelingen wird? Nichts ist unmöglich doch zweifeln wir einstweilen noch an Eurem Erfolg. Oder besitzt Ihr vielleicht ein Mittel, ihn zu Eurer Ansicht zu bekehren?«

»Jawohl, gnädiger Herr, ein untrügliches Mittel.«

»Habt die Güte, es uns mitzutheilen.«

Frau von Hameide erbleichte.

»Ihr antwortet nicht?« fuhr der Herzog fort, »am Ende täuscht Ihr Euch selbst! Der Junker hat unverholen und auf das bestimmteste erklärt, daß nichts ihn zu dieser Heirath vermögen wird.«

»Gnade, Gnade, großmüthiger Fürst«, rief Frau von Hameide mit Thränen in den Augen, »was ich meinem Sohne zu sagen habe ist ein mir theures Geheimniß, o gestattet, daß ich es in meinem Herzen verschließe.«

»Es sei, edle Frau«, versetzte der Herzog. »Ihr wollt also den Junker in seinem Gefängnisse besuchen um ihm guten Rath zu ertheilen, nicht wahr? Wohlan, die Bitte sei gewährt, doch ermahnen wir Euch, nichts

unversucht zu lassen, seinen Eigensinn zu brechen, denn unser Wille steht unwiderruflich fest: unterwirft er sich nicht, so wird heute noch der Scharfrichter das Urtheil des Schöffengerichtes vollziehen und die ganze Stadt Brügge durch diesen blutigen Beweis unserer Gerechtigkeit überzeugen, daß es unter unserer Herrschaft wenigstens, nicht genügt, adlig und von altem Geschlecht zu sein, um ungestraft Gewalt und Mord zu üben. Wir werden Euch sofort unsere schriftliche Erlaubniß, den Junker zu besuchen, zustellen lassen, denn Ihr habt wahrlich keine Zeit zu verlieren.«

Damit wollte der Herzog sich entfernen, Frau von Hameide aber kniete nieder und flehte, die zitternden Hände zu ihm erhebend: i

»O gnädiger Herr, habt Erbarmen mit einer armen, zu Tode erschreckten Mutter! Wenn mein Sohn sich Eurem Willen fügt, wer wird dann, in Eurer Abwesenheit, den Arm des Henkers aufhalten? Laßt einen Eurer Diener mich begleiten, mit dem Befehl, die Hinrichtung zu verschieben bis zu weiterem Bescheid . . . «

»Das wäre überflüssig«, unterbrach sie der Herzog; »wir selbst sind im Begriff, nach Brügge abzureisen und werden vor Euch dort eintreffen. Geht, edle Frau,

beeilt blieb Euch so viel als möglich, denn wenn wir es auch nicht glauben, so wünschen wir doch von ganzem Herzen, daß Euer Unternehmen gelingen möge. Lebt wohl.«

Der Herzog winkte seinem vertrauten Berather Meister Anton Miquel und verließ durch eine Seitenthür den Saal.

Frau von Hameide und Aleidis sowohl wie der alte Eberzahn und Begga standen stumm und gesenkten Hauptes da; die strengen Worte des Fürsten tönten noch in ihren Ohren. Wie lange würden sie zu warten haben auf den schriftlichen Befehl, der ihnen das Gefängniß öffnen sollte? Und wenn es nun zu spät wurde? Großer Gott!

Einige der Ritter traten näher und suchten die schwer geprüften Damen durch theilnehmende Worte aufzurichten; doch kehrte schon nach wenig Minuten Meister Anton zurück und überreichte der Frau von Hameide ein Blatt Papier, an dem ein rothes Siegel hing. Sie griff danach mit einem Ausruf der Dankbarkeit und Freude und eilte dann fort, von ihren Begleitern gefolgt, aus dem herzoglichen Hofe, durch die Straßen der Stadt, dem Wirthhause vor dem Thore zu.

Hier wurden sogleich die Pferde vorgeführt und

bestiegen, welche die Diener bereits gesattelt hatten und im raschem Trabe ging es nun auf dem Wege nach Damme dahin. Doch hatten sie diesen Ort noch nicht erreicht als eine dichte Staubwolke in deren Schoß Funken glänzenden Stahles blitzten, ihnen das Nahen des Herzogs verkündete.

Mit der schuldigen Ehrfurcht lenkten sie ihre Pferde so viel es anging auf die Seite des Weges und verbeugten sich tief als der Herzog mit seinem Gefolge und den Reitern seiner Leibwache in sausendem Galopp vorüberflog.

Dennoch hatte der Fürst sie bemerkt und ihren Gruß mit einer Handbewegung erwidert, welche offenbar zur Eile antreiben sollte, — als ob es eines solchen Winkes noch bedurft hätte, um die arme Mutter zum Aufbieten all ihrer Kräfte zu bewegen!

Durch Damme reitend, hörten sie zu ihrem Schrecken die Uhr auf dem alten Rathhausthurm vier schlagen. So blieb ihnen nur noch eine Stunde.

Adolph von Eerneghem und Nelisson hielten zu Pferde vor dem Stadtthore ihre Ankunft erwartend.

Der Ritter kam ihnen entgegen, um sich nach dem Erfolg ihrer Verwendung beim Fürsten zu erkundigen, die Edelfrau aber, seine Absicht errathend, rief ihm zu, ohne den Lauf ihres Pferdes einzuhalten:

»Schnell, Adolph folgt uns, wir dürfen keinen Augenblick verlieren. Der Herzog hat uns erlaubt, Walter im Gefängnisse zu besuchen. Rasch, Rasch!«

Sie hatten noch kein ruhiges Wort mit einander gewechselt als sie in Brügge anlangten und durch das Kreuzthor trabten.

Je mehr sie sich den belebtem Stadttheilen näherten sahen sie sich genöthigt, den Schritt ihrer Pferde zu mäßigen, denn die Straßen waren so mit Menschen angefüllt, daß sie trotz alles Rufens sich keine freie Bahn schaffen konnten und wiederholt Gefahr liefen, Frauen und Kinder umzureiten.

Der Anblick der Volksmenge die sich einem brausenden Strome vergleichbar, dem Marktplatze zudrängte, weckte in ihnen eine tödtliche Angst. Ach sie wußten ja, an welchem blutigem Schauspiel die Leute ihre Neugierde zu sättigen dachten! . . . Aber noch war es nicht zu spät, der Henker sollte heute sein grausiges Geschäft nicht verrichten.

Als Frau von Hameide vor dem Schlosse abgestiegen war und mit ihren Begleitern in den Vorsaal trat, fand sie dort einen Herold, der vom Herzoge selbst beauftragt war, sie zu dem Gefängnisse zu führen.

Sie eilten durch den Säulengang, der den innern

Hofraum einschloß und überreichten dem Hauptmann der Leihwache die schriftliche Erlaubniß.

»Der Befehl des Herzogs ist klar und ausdrücklich«, sagte Konrad, »beliebt, mir zu folgen. Wie wird der Junker sich freuen, Euch noch einmal zu sehen, er ist sehr niedergeschlagen.«

Der Schließer stand in dem gewölbten Gange. Auf das Geheiß des Hauptmanns öffnete er den Riegel, die schwere Thür kreischte in ihren Angeln und Walter lag in den Armen seiner Mutter!

Lange konnten sie vor innerer, schmerzlicher und zugleich freudiger Bewegung keine Worte finden. Walter fiel dann auch seiner Schwester und seinem Freunde Adolph um den Hals . . . aber nun bemerkte er das junge Mädchen, dass er gewaltsam entführt hatte, zwischen einem alten Mann und einem jungen Bauer, die er für ihren Vater und Bruder hielt.

Dieser Anblick erfüllte ihn anfangs mit Scham; gleich darauf erhob er indessen trotzig den Kopf, trat einige Schritte zurück und warf den drei unerwarteten Besuchern einen stolzen Blick zu, als wollte er fragen, was sie hier zu schaffen hätten.

»Mutter«, seufzte er, »ich muß sterben, aber warum diese . . . «

Die Edelfrau schlang ihre Arme um seinen Hals und

drückte ihn an ihr Herz die bösen Worte in seinem Munde erstickend.

»Sterben?« rief sie, »o nein, liebster Walter, Du sollst leben! Wir bringen Dir Erlösung und Freiheit.«

»Freiheit, Mutter?« jubelte er, o daß Du wahr sprächest! Wie würde ich Gott und Deiner Liebe danken! Hat denn der Herzog mich begnadigt?«

»Noch nicht, mein Kind, aber er wird es thun.«

»Ohne Bedingung?« murmelte der Junker mit plötzlich aufsteigendem Mißtrauen.

»Die Bedingung kennst Du ja, mein lieber Sohn.«

Walter fuhr erbleichend zurück, seine Augen funkelten plötzlich vor Entrüstung.

»Wie, Mutter!« rief er finster, »und Du, Schwester Aleidis, habt Ihr wirklich glauben können, dass ich dem unbilligen Ausspruch des Herzogs mich beugen, daß ich dieses Mädchen zur Frau nehmen würde? Das soll und wird niemals geschehen! Der Tod auf dem Schafott ist weniger entehrend!

»O Walter, schweig!« rief Frau von Hameide, nur keine übereilten Beschlüsse, Du wirst einwilligen, es ist ganz gewiß.«

Ein bitt'res Lächeln war des Junkers Antwort.

Die Edelfrau blickte ängstlich nach der Thür, an der der Hauptmann, der Schließer und zwei Söldner der

Leibwache standen. Diese eifrigen und anhänglichen Diener des Herzogs konnten hören, was sie ihrem Sohne sagen würde!

Sie ergriff Walters Hand, zog ihn mit sich fort in den entferntesten Winkel des großen Gefangenensaales und begann leise und eifrig zu ihm zu reden. Sie theilte ihm den Plan seines Oheims, des Kanonikus, mit und suchte ihn zu überzeugen, daß die Ehe nur zum Schein eingegangen werden sollte, da der Papst sie ohne allen Zweifel trennen würde.

Die Augen der Anwesenden hingen voll Spannung an der Edelfrau und ihrem Sohne, eine bange Ahnung lastete auf Aller Herzen, denn ungeachtet der dringenden Zureden und der Beschwörungen seiner Mutter schüttelte der Junker nur schweigend den Kopf und biß die Zähne fest aufeinander.

»Ach, so kommt Ihr mir zu Hilfe, meinem Flehen schenkt er kein Gehör«, rief Frau von Hameide endlich, indem sie ihrer Tochter schluchzend um den Hals fiel.

Nun näherte Adolph sich seinem Freunde und suchte ihn zu bewegen, aus Erbarmen mit seiner armen Mutter das einzige sich ihm bietende Rettungsmittel zu ergreifen. Der Junker aber trat in die Mitte des Saales und sagte mit feierlicher Ruhe:

»Mutter, ich bitte Dich um Verzeihung wegen des großen Kummers, den ich Dir verursache; meine Liebe zu Dir, meine Ehrfurcht vor dem Namen meines Vaters zwingen mich, Deinen Rath von mir zu weisen. Sterbe ich von Henkershand so wird die Nachwelt wissen, daß ich das Opfer einer erbarmungslosen, grausamen Gerechtigkeit war. Unser Wappen bleibt unbefleckt, die Chronik wird von Deinem Sohne nicht melden, daß ihm, dem letzten Sprossen eines alten Geschlechtes der Muth gebrach, als Mann und Ritter den Tod der ewigen Schande vorzuziehn.«

Frau von Hameide war unter diesen Worten auf die Kniee gesunken, die Übrigen folgten ihrem Beispiel, Alle erhoben flehend die Hände zu dem Junker empor. Er aber schien nicht darauf zu achten, sondern fuhr in derselben ruhigen Weise fort:

»Dieses Mädchen sollte ich heirathen? Durch eine feige That ein ehrloses Leben erkaufen, den Namen unserer Väter, die ganze Ritterschaft in mir entehren? Nein Mutter, Du selbst würdest mich später dafür verachten, während ich jetzt in Deinem Herzen in Deiner Erinnerung einen strahlenden Platz einnehmen werde, denn bis zum Ende Deiner Tage kannst Du sagen: Ich hatte einen Sohn, der des Ruhmes seiner Ahnen, der meiner Liebe würdig war.«

»Und Ihr«, wandte er sich nach einer kleinen Pause zu Begga und den Ihrigen, »Ihr habt Mitleiden mit meinem Schicksals Ich danke Euch dafür und bitte Euch, vergebt mir das Leid, dass ich Euch zugefügt; Uebermuth und Leichtsinn brachten mich zum Fall. Vor Gott habe ich mit Thränen meine Sünden gebüßt, aber weder Reue, noch Furcht vor dem Tode, noch auch der Schmerz meiner Mutter können mich vergessen machen, was ich als Ritter . . . «

Vom Thurme herüber erklangen die zitternden Schläge einer Uhr.

»Weh uns, da schlägt es fünf!« rief Frau von Hameide, »schnell Walter, schnell mein Kind, ehe es zu spät ist.«

»Um ein Feigling zu sein, ist es immer zu früh, Mutter«, versetzte der unerbittliche Junker.

»Horch, horch, man kommt Dich abzuholen! Erbarmen, Walter, Erbarmen!« Und sie kroch auf den Knieen zu ihm hin.

Doch da erschien plötzlich in der Thür des Saales der Herzog, von einer zahlreichen Leibwache umgeben, an seiner Seite der Scharfrichter mit entblößtem Schwert.

»Nun, Junker von Hameide, wie steht's?« fragte der Fürst, »ist es unser Wille oder der Eure, der den Sieg

davon trägt? Was wählt Ihr, unsere Gnade oder den Tod?«

Walter schritt ihm entgegen, fest und mit erhobenem Haupte.

»Herr Herzog«, sagte er voll Nachdruck, »Ihr seid mein Fürst und ich habe, wie es meine Pflicht war, Euch allzeit geehrt und geliebt; jetzt aber, wo das Schwert des Henkers mir in die Augen blitzt, sei es mir vergönnt, Euch unerschrocken die Wahrheit zu sagen. Ich habe gefehlt, schwer gefehlt, Ihr aber, statt mir eine meinem Vergehen entsprechende Strafe zu geben, verurtheilt mich zum Schafott und wollt meinen Namen mit Schande beflecken. Euer Zweck ist, den Adel zu denmüthigen, um Euch vom gemeinen Volke dafür vergöttern zu lassen, aber es soll Euch nicht gelingen, zur Freude der Bauern das edelste Blut Flanderns zu erniedrigen. Andre noch als ich werden zu sterben wissen und durch ihren Tod Zeugniß ablegen von Eurer Ungerechtigkeit. Was hier den Sieg davon trägt, ist weder Euer Wille noch der meine, sondern die Ehre der Ritterschaft . . . «

»Genug! Schweigt, Vermessener!« rief der Herzog mit donnernder Stimme und seine Augen funkelten vor Zorn. Warum vergaßt Ihr denn, daß Ihr einem edlen Geschlechte angehört? Ich sehe in Euch nur

noch den Frauenräuber und Mörder!«

Erschüttert, niedergeschmettert knieten alle Anwesenden zu den Füßen des erzürnten Fürsten, der Gefangene allein stand hochaufgerichtet, mit stolz erhobenem Haupte da, während das Rufen um Gnade die Stimme des Herzogs fast übertönte.

»Still!« gebot er, »ihr schweigt! Bei Eurem Leben!«

Und sich mit furchtbarer Ruhe wieder an den Ritter wendend fragte er:

»Ihr verwerft also unsere Gnade? Ihr wählt den Tod?«

»Leben wäre Feigheit, ich wähle den Tod«, antwortete Walter fest, ungeachtet aller Bemühungen seiner Mutter und Schwester, ihn zurückzuhalten.

»So sei es denn«, murmelte der Herzog und gab mit der Hand ein Zeichen, »die Wache führe ihn zum Schafott. Dein Schwert, Henker, gebe vor allem Volke Zeugniß von meiner unerbittlichen Gerechtigkeit.«

Der Junker wurde ergriffen und aus dem Gefängniß geführt.

Ein entsetzlicher Schmerzensschrei hallte an dem Gewölbe wieder. Besinnungslos sank Frau von Hameide an der Stelle nieder, wo sie zum letzten Male den heißgeliebten Sohn an ihr Herz gedrückt.

- E n d e -